

1. Jahrgang. • Heft 3. • Juni 1902.

Oberschlesien

Zeitschrift zur Pflege der Kenntnis und
Vertretung der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von Dr. phil. E. Zivier.

Die Zeitschrift „Oberschlesien“ erscheint
monatlich einmal (zu Anfang jeden Monats).
Abonnementspreis vierteljährlich Mark 3,—.
Einzelne Hefte Mark 1,25.



Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und
Postanstalten, sowie die Verlagsbuchhandlung
von Gebrüder Böhm, Kattowitz O.-S., entgegen.
Postzeitungsliste Nr. 5696 e.

Beiträge zur Geschichte der Schlesischen Kriege.

Von

Dr. E. Zivier, Breslau.

Im fürstlichen Archive zu Pleß befindet sich eine Anzahl von Schriftstücken aus der Zeit der Schlesischen Kriege, von denen das eine und das andere interessant oder wichtig genug ist, um einer größeren Öffentlichkeit zugänglich gemacht zu werden. In der Absicht, einiges von den erwähnten Aufzeichnungen in dieser Zeitschrift zu veröffentlichen, mache ich den Anfang mit einem interessanten, den geschilderten Ereignissen zeitgenössischen Bericht, zu dem ich mich jeder Bemerkung enthalte, da er von selbst einem jeden verständlich ist. Das betreffende, hier weiter abgedruckte Schriftstück trägt leider weder Datum noch Unterschrift. Sein Äußeres zeigt jedoch, daß es zur Zeit der geschilderten Ereignisse, bezw. unmittelbar nach denselben abgefaßt ist, und sein Zweck war wahrscheinlich, den Grafen von Promnitz, damaligen Inhaber der Standesherrschaft Pleß, über alles, was Pleß besonders zur Zeit des zweiten Schlesischen Krieges erlitten, zu informieren. In jedem Falle entstammt das Dokument der Gräfllich Promnitzischen Kanzlei und wird — soweit es sich auf die Standesherrschaft Pleß und Umgegend bezieht — volle Glaubwürdigkeit beanspruchen dürfen.

„Kurze Nachricht dessen,
was nach Ableben Kayser Carl des VI.

bey denen darauf erfolgten kriegerischen Zeitläufften in dem Herzogtum
Schlesien und der freien Standesherrschaft Pleß vorgegangen.

Anno 1740 den 13. Decembris sind die Königl. Preußischen Troupen zuerst in Schlesien eingerückt, welche ihren Marche ungehindert bis nach Breslau fortgesetzt und zufoerst den 3. January 1741 die bekannte Kapitulation mit der Stadt Breslau errichtet, den 8. Jan. Ohlau den 9. Ottmachau eingenommen, sodann den 9. Martii 1741 Glogau occupiret und hierauf sich weiter gegen Oberschlesien gezogen, da dann im Monat January (!) 1741 ein Bataillon von La Mottischen Regiment in hiesige Freye Standesherrschaft und die Stadt Pleß eingerückt, Tages darauf aber den Marche weiter nach Teschen und Bielitz fortgesetzt, jedoch aber während der Subsistenz in Oberschlesien bis 12000 Floren von der Herrschaft Pleß eingetrieben, und als solche nicht völlig aufgetrieben werden können, den Herrn Landeshauptmann von Fragstein zusambt dem Herrn Regenten von Holli durch ein von dem Herrn General-Lieutenant La Motte in der Nacht nach Pleß abgeschicktes Commando als Geisel nach Ratibor genommen und nicht eher entlassen worden, bis der Rest der ausgeschriebenen Contribution abgeführt worden. Das La Mottische Regiment ist sodann mit Anfang Aprilis gegen Niederschlesien ausgerückt und den 10. April die Action bey Mollwitz geliefert, auch kurz darauf den 4. May Brieg eingenommen worden, da immittelst den Sommer hindurch die Oesterreichischen Troupen in Oberschlesien gestanden und Korn, Haaber, Heü, nach Ratibor, Oppeln, ja gar bis in die Festung Neysß vor dieselben geliefert werden müssen. Als hierauf mit Ende Octobris c. a. die Festung Neysß erobert und den 7. Novembris 1741 die allgemeine Niederschlesische Landeshuldigung in Breslau von Sr. Königl. Mayestät in Preußen eingenommen wurde, ist sodann ganz Oberschlesien von Königl. Preußischen Troupen besetzt und dieselben darinnen in die Winterquartiere verlegt worden, da dann der Herr General-Major von Möllendorff mit dem Stab und 2 Escadrons seines Dragoner-Regiments mit Anfang Novbr. in die Herrschaft Pleß eingerückt, wovon eine Escadron zu Pleß, die andere aber zu Nickolay gestanden; der Herr General-Major von Möllendorff auch vor seine Person bis in den Monat Januarium zu Pleß eine Escadron aber bis in Marcium 1742 allhier verblieben. Ohngeachtet nun der Herr General sich, währenden hiesigen Aufenthalt sehr civil und obligeant bezeigt, so sind jedennoch diese Winterquartiere vor hiesige Standesherrschaft sehr hart gefallen, maßen die ausgeschriebene Contribution an Geld und Fourage bis

60,000 Floren betragen, welche denn nicht völlig eingetrieben werden können, ſondern bis 20,000 Floren pro reſto geblieben. Daher denn der Herr Regent von Holli bey dem Abmarche der Mollendorffſchen Eſcadron abermal als Geißel nach Ratibor zum Herrn General-Lieut. du Moulin gebracht, endlich aber gegen einen ausgeſtellten Revers, ſich allemal wieder zu ſtellen, entlaſſen worden.

In dem Königreich Böhme und Marggraftum Mähren hat auch ein Corps von 20,000 Mann unter dem Commando des Prinz Leopolds die Winterquartiere bezogen und Ollmütz, Iglau, Brünn occupiret, dieſes iſt durch ein im Monat Januario 1742 nachgekommenes Corps und endlich durch einige neue, nach Böhmen beordnete Regimente im April 1742 verſtärket und den 17. May die Schlacht bey Chottoſitz in Böhmen geliefert worden. Da indeſſen die an den Oberſchleſiſchen Grenzen geſtandene Troupen media Martii 1742 ſich weiter gegen Ratibor und Troppau gewendet, ſo hat Teſchen, Pleß, Beüthen, Loſlau nebt einem Theil des Ratiboriſchen Fürſtentums an die aus Ungarn angekommene Nationaltruppen die ausgeſchriebene Contributiones geben müſſen, womit man erſtlich an das Dehoffiſche Commando angewieſen worden. Endlich hat noch ein Theil des Telekiſchen Regimentes, ſo in die Stadt Pleß eingerückt, mit Einhebung der Contribution in der Herrſchaft Pleß den Beſchluß gemacht, worauf kurz nach den 11. Junii 1742 zu Breslau geſchloſſenen Definitiv-Friedenstractat das ganze Malachowſkiſche Huſaren-Regiment nebt 2 Eſcadrons vom Braunen Huſaren-Regiment in die Herrſchaft Pleß eingerückt; nach deren von der Kriegs- und Domainen-Cammer zu Breslau erfolgter Diſlocirung aber ſind 2 Eſcadrons vom Malachowſkiſchen Regiment in der Herrſchaft Pleß verblieben. Dieſe haben bis in den Monat Auguſt 1744 eine Eſcadron zu Pleß und die andere zu Nikolai geſtanden. Als aber Sr. Königl. Majeſtät in Preußen dem Kayſer Carl dem VII. ein ſtarckes Corps Auxiliartruppen von 80 000 Mann zu Hülfe gegeben und den 15. Auguſt damit nach Böhmen marchiret, woſelbſt außer denen eingenommenen Städten Braunau, Nachod, Pardubiß, Podiebrad, auch den 16. die Stadt Prag erobert worden, haben die allhier geſtandene 2 Eſcadrons nebt dem ganzen Malachowſkiſchen Regiment ſich nach Troppau gewendet, und iſt zu dem allda unterm Commando des Herrn General von der Marwitz geſtandenen Corps de Armée (!) geſtoßen, welches Corps de Armée (!) vom Auguſt bis Ende December bei Troppau und Ratibor geſtanden und in den Fürſtentümern Troppau, Jägerndorf, Teſchen ſchwere Contributiones eingetrieben, hierauf aber und als die Königl. Preußiſche Armee ſich im December aus Böhmen nach Schlefien zurückgezogen, die Oeſterreichiſche Armee aber in Schlefien eingedrungen, weiter hinunter gegen Neiß gezogen.

Da indessen die Königl. Hungarische Insurrectionstrouppen bey 13 000 Mann über Jablunkau und Mähren mit Ende Novembris und Anfang Decembris 1744 in Schlesien eingerückt und ein Major nebst 200 Mann bis Oppeln gegangen, allda und in andern Städten die Königl. Preußische Cassen aufgehoben, ist zwar der Herr Obrist-Lieutenant von Wartenberg vom Malachowskischen Regiment commandirt worden, dieses Commando aufzuheben oder zu coupiren, auch zu dem Ende mit 4 bis 5 Escadrons anhero nach Pleß gekommen, auf erhaltene Nachricht aber, daß obiges Hungarisches Commando sich im Rückmarche über Beüthen nach Polen sich salvirt, hat derselbe mit denen 5 Escadrons sich wieder nach Ratibor gezogen. Indessen sind den 8. Decembris bis 400 Mann Hungarische Insurrectionstrouppen unterm Commando des Herrn Obrist-Wachtmeisters Grafen Revay abends umb 6 Uhr in Pleß eingerückt, selbige aber von dem Herrn Obrist-Lieutenant von Wartenberg, der vermittelt der von dem Herrn Obrist-Wachtmeister Graf Revay denen in Pleß durchpassirten Juden, Viehhändler und andern Personen ertheilten Pässe von dem Aufenthalt der Hungarischen Insurgenten in Pleß Nachricht erhalten, mit 5 bis 6 Escadrons den 12. ejusd. allhier ganz unvermuthet überfallen worden, da denn wegen dieser ganz unverhofften Attaque und derer Hungarischerseits zur Gegenwehr vorgekehrten schlechten Anstalten die Hungarische Trouppen völlig zerstreuet und bis 150 Mann gefangen, der Herr Obrist-Wachtmeister Graf Revay blessirt, der Preußische Herr Rittmeister von Malachowski tot geschossen, von Gemeinen aber auf beyden Theilen nur gegen 12 Mann blessirt und 5 bis 6 Tot geblieben; der blessirte Hungarische Commendeur Graf Revay hingegen von den Preußischen Trouppen, die sich allsogleich ohne abzusetzen mit den Gefangenen weg und nach Gleibitz begeben, mitgenommen worden, jedoch unterwegs und noch vor Gleibitz verschieden. Die Attaque dieser in der Stadt Pleß gelegenen Hungarischen Miliz geschah von dem damaligen Herrn Obrist-Lieutenant von Wartenberg bedeüten Tages vor Mittag gegen 11 Uhr dergestalt, daß sein Commando zu gleicher Zeit zum Deütschen und Polnischen Thor eingedrungen, mithin die in der Stadt befindliche Hungarische Miliz in die Mitte bekommen, die sich denn zwar anfänglich zur Wehre gesetzt, wegen des ganz unversehnen Überfalls aber ergeben müssen, wobey jedoch das beiderseitige feüern aus Carabinern und Pistolen auf dem Markte bis drey Viertel Stunde gedauert. Dieser ganz unvermuthete Vorfall nun ist Ungarischerseits sehr ressentirt und denen hiesigen Inwohnern, wiewohl ohne Grund, Schuld gegeben worden, als ob sie den Aufenthalt derer Hungarischen Insurgenten verrathen, aus denen Häusern auf die Hungarn geschossen, ingleichen die Ställe verschloßen, womit dieselben nicht zu Pferde kommen können, daher denn anfänglich von

nichts als von gänzlichen Verheeren, Ruinirung der Stadt Pleß und deren Inwohner geſprochen worden.

Es kam auch hierauf den 22. Decembris 1744 der Ungariſche Herr Obrift von Benyor oder Benyowsky mit 1400 Mann Inſurgenten in der größten Wuth nach Pleß, ohne die mindeſte Nachricht von deſſen Ankunft gehabt zu haben, und hat außer der von ihm bezeigten Rage deſſen Corps in verſchiedenen Häuſern wirklich geplündert, Kiſten und Kaſten aufgeſchlagen und hieſigen Inwohnern vielen Schaden zugefüget; iſt aber noch ſelbigen Abend auf erhaltene Contre-Ordre vom Herrn General Eſterhaſy von hier ab- und nach Sorau in der Nacht umb 10 Uhr machirt.

Hiernächſt iſt der Ungariſche Herr Obrifte Graf Draſchkowitz mit 100 Mann den 29. Decembris allhier eingerückt, umb teils auf erhaltene Ordre Sr. des Prinzen Carl von Lothringen Durchlaucht die Unterſuchung der hieſigen Inwohner bey dem vorgefallenen Scharmützel angeſchuldigten Schießens, Verſchließung der Ställe und was ihnen ſonſten zur Laſt gelegt werden wollen, vorzunehmen, theils die hieſigen Land-Stände mit Pflichten an der Königin von Hungarn Majestät zu verweiſen, wie denn auch letzteres am 1. January 1745 vollzogen und die Stipulation zu Händen vorgedachten Herrn Obristen von denen binnen 2-mal 24 Stunden convocirten ſämmtlichen Land-Ständen präſtirt werden müſſen. Erſteres aber, nämlich die vorangezogene Unterſuchung, hat gedachter Herr Obrifte bloß in der Stille mit Vernehmung des Cleri und anderer Perſonen vorgenommen und iſt diesfalls niemand öffentlich conſtituirt worden, woraus also zu ſchließen, daß die angebrachten falſchen Denunciationses ſelbſt von ſeiten des Militaris davor angeſehen werden müſſen, wie denn vormentionirter Herr Obrifte, nachdem er zuſörderſt von hier nach Ratibor zu dem General-feld-Marchall Grafen Eſterhaſy ſich begeben, den 6. Januarii von hier ab- und nach Beüthen marchiret.

Weil nun immittelſt das bei Troppau und Ratibor geſtandene Königl. Preußiſche Corps de Armée (!) bey Einrückung der Königl. Hungariſchen Armee in Schleſien ſich mit der Königl. Preußiſchen Haupt-Armee bey Weiß combiniren müſſen, ſo iſt in hieſiger Gegend und beſonders hieſige Herrſchaft beſtändig mit Hungariſchen Trouppen belegt geweſen, und hat überdieß noch fourage, Brod, Vieh zum Schlachten nach Teſchen, Sorau, Loßlau, geliefert werden müſſen, ſolches auch zum Teil durch ausgeſchickte Comandos gewaltsamerweiſe weggenommen worden. Es iſt ſolchemnach nach erfolgtem Abmarche des Herrn Obristen Graf Draſchkowitz den 12. Jan. der Ungariſcher Herr Obrifte Br. Amade nebst einer Compagnie Inſurgenten von Sorau anhero gekommen, und Tages darauf nach Bielitz marchiret, umb Sr. Königl. Majestät von Polen, ſo aus Crackau über Bielitz, Teſchen, Ollmütz, nach Dresden gereiſet, zu escortiren.

Auf dem Marche nach Bielitz hat sich bey der Gottschalkowitzer Überfähre die Fatalité zugetragen, daß bey dem ganz unvermuthet angeschwollenen Weichsel-Strom, und da nach 7maliger glücklich erfolgter Übersezung dieser Mannschaft, das 8. und letzte mal mehr Mann und Pferde als die Fähre tragen können, dieselbe bestigen, solche gesunken, und die darauf gestandene Officers, Mannschaft und Pferde ins Wasser gefallen, auch ein Fährmann nebst vorgedachten Obristens Reitknecht ertrunken, die übrigen Personen aber gleichwohl salviret worden. Hierauf hat gedachter Obrister gleich von der Überfähre ein Commando von 20 Mann wiederum nach Pleß geschickt, und den Commissarium Herrn Carl Ohm von Januschowsky auf Goldmansdorf zusambt dem Regierungs-Assessore und Cammermeister Johann Sigmund Wientzek zu sich an die Überfähre abholen lassen, den Ersatz des diesfälligen Verlusts von ihnen präterdirt, dieselben sofort nach Bielitz mitgenommen, und nicht eher entlassen wollen, bis selbige 200 Ducaten in specie erlegt, welche jedoch nach diesfalls gehaltener Untersuchung von ihm restituirt werden müssen, und dem Graf Esterhazischen Infanterie-Regiment auf dessen abgeforderte rationes und portiones gegen Quittung behändiget worden.

Sonsten haben vom 12. bis 29. January bis 100 Mann Marode und bey der Bagage commandirte Mannschaft allhier gelegen. Als aber selbige von hier ins Bielitzische marchirt, ist den 5. february ein Bataillon vom Graf jung Eszterhazischen Infanterie-Regiment nach Pleß eingerückt; auf Annäherung der Preußischen Troupen von Troppau gegen Oderberg aber den 10. febr. wieder aus und nach Teschen marchirt, dahingegen den 15. dito zwei Compagnien Infanterie oder sogenante Sau-Strömer aus dem Beüthnischen anhero in Quartier gekommen und bis zum 28. Martii dahier verblieben, welche Zeit hindurch auch des Herrn General Caroli Bagage nebst einem dazu commandirten Lieutenant hier subsistiret, der Herr General Caroli aber vor seine Person den 24. febr. von Teschen anhero gekommen, und bloß bis zum 27. dito dahier verblieben, sodann aber nebst seiner Brigade über Beüthen ins Lublinitz und Rosenbergische marchiret.

Den 6. April ist abermal das ganze Königl. Hungarische Graf jung Eszterhazische Infanterie-Regiment unterm Commando des Herrn Obrist-Lieutenant von Decrey allhier eingerückt, wovon denn ein Bataillon Tages darauf zwar nach Bielitz marchirt und bis zum 27. April allda verblieben; sodann aber wieder einen Tag allhier gestanden und den 2. Mai abmarchirt. Kurz vor dessen Abmarche hat vorbemeldter Herr Obrist-Lieutenant von Decrey den Deütschweichsler Amtmann Martin Chwistek, Tichauer Jäger Leki, den Miserauer Amtschreiber Hynitsch und einen Bauer Golda arretiren und nach Teschen zum Generalsstabe unter dem Prätert bringen

laſſen, als ob ſie den Aufenthalt der Hungariſchen Troupen, ſo vom Herr Obrift-Lieutenant von Wartenberg allhier überfallen worden, verraten hätten; welche Beſchuldigung jedoch nicht dargethan werden können, ſolglich dieſe Perſonen inſgeſampt auf gethane Vorſtellung wieder entlaſſen worden. Gleich nach erfolgtem Abmarſche des Graf Eſzterhaſiſchen Regiments iſt die in der Herrſchaft Bielitz geſtandene Marode-Mannſchaft wieder anhero und zwar nach Niſkolay, Wilkowoy, Deüſchweichel verleget worden, welche denn auch bis zum 18. und 28. May an dieſen Orten geſtanden, ſodann aber nach Ratibor marchiret, und wurde dadurch hieſige Standesherrſchaft von der bei einem halben Jahre her erlittenen ſchweren Einquartierung, Marche und Contre-Marchen, Fourage-Lieferungen, unbeſchreibliche Menge Vorgeſpanns und andern von der Miliz erlittenen Gewaltthätigkeiten entlediget, nachdem zuvor aller noch hie und da befindliche wenige Vorrat an Korn, Haaber, Heü, durch ausgeſchickte Commandos weggeführet worden. Als nun das meiſt im Teſchniſchen, Pleß- und Loſlauiſchen den Winter hindurch geſtandene Königl. Hungariſche Inſurgenten-Corps weiter vorgerücket, hiernächſt auch die Königl. Hungariſche Haupt-Armee zuſampt der combinirten Sächſiſchen Armee in Schleſien eingedrungen, iſt den 22. Mai 1745 zwiſchen dem Corps des Marggraf Carls Hoheit bey Jägerndorf, als ſich ſelbiges zur Hauptarmee gegen Neyß gezogen und den Hungariſchen Corps ein Scharmüzel zum Nachtheil der letzteren, ſodann aber den 4. Juni zwiſchen der Königl. Preüßiſchen und Königl. Hungariſchen auch damit combinirten Sächſiſchen Armee die bekannte blutige Bataille bei Hohenfriedberg ohnweit Striegau vorgefallen, worauf die geſampte Königl. Preüßiſche Armee widerumb nach Böhmen marchirt, allwo den 30. Septembr. die Action bey Sohr ohnweit Trautenau in Böhmen vorgegangen, da ſodann die in Schleſien bey Neüſtadt und Jägerndorf unterm Commando des Herrn General-Lieutenant von Naſſau geſtandene Preüßiſche Troupen nach der den 5. Septembris beſchehenen Wieder-Eroberung der im Monat Majo von den Hungariſchen Troupen eingenommenen Feſtung Koſel ſich gegen Troppau gezogen, am 20. Octobris bei Oderberg mit denen Weſterreichiſchen ein Scharmüzel gehabt, dieſe aber ſich nach Mähren gewendet, jene hingegen in Troppau und Ratibor verblieben.

Den 5. Novembris iſt der Preüßiſche Herr Obrifte von Hallaſch nebst 3 Escadrons in Pleß eingerücket, und nach eintägigem Aufenthalt nach Beüthen, von dar über Gleibitz wieder zurück nach Ratibor marchirt. Da indeßen die Königl. Preüßiſche Armee den 25. Novembris nach Sachſen marchiret und das in Troppau geſtandene General-Lieutenant Naſſauiſche Corps von dar den Marche nach Niederschleſien antreten müßen, ſo iſt von denen Hungariſchen Troupen abermal Contribution und Fourage in

hiesiger Herrschaft ausgeschrieben und durch ein den gantzen Monat December allhier auf Execution gestandenes Husaren-Commando beygetrieben worden, bis endlich nach denen in Sachsen erfolgten glücklichen Progressen der Königl. Preußischen Armee, und da selbige den 30. Novembr. Leipzig eingenommen, den 15. Decembris die Action bey Keßelsdorf ohnweit Dresden vorgegangen, den 18. ejusdem Dresden sich an Sr. Königl. Majestät ergeben, den 25. Decembris der bekannte Friedensschluß zwischen Sr. Königl. Majestät in Preußen wie auch der Königin von Hungarn und Polen Majestät zu Stande kommen, und alle dem ein ganz Jahr lang währenden Krieges ausgestandenen vielen Ungemach ein erwünschtes Ende gemacht, wovon man jedoch nicht eher als den 1. January 1746 allhier einige und zwar noch ungewiße Nachricht gehabt, selbige aber von Tag zu Tage immer verlässlicher eingelaufen, und endlich am 4. January das allhier noch immerdar auf Execution gelegene Commando gar abmarchivet ist, wodurch also die über ein Jahr lang von hiesiger Herrschaft erlittene Pressuren an Contribution, Fourage-Lieferung, Vorgespann, Militär-Excessen, welche über 100 000 floren betragen, ein ganz Ende genommen.“

Zur geschichtlichen Entwicklung des Schlesischen Freikux- gelderfonds.

Von

Kgl. Kreisschulinspektor Konrad Kolbe, Kattowitz.

I.

Man kann sich den inneren Betrieb in den Volksschulen des ober-schlesischen Industriebezirks ohne den Freikuxgelderfonds fast nicht denken. Was von manchen Seiten als ein Korrelat der allgemeinen Schulpflicht erstrebt wird, die Unentgeltlichkeit der Lehrmittel, ist hier teilweise verwirklicht. Das Kind des meistberechtigten Knappschaftsgenossen kauft sich kein Lesebuch und kein Schreibheft; es weist sich durch eine vom Knappschaftsältesten ausgestellte Bescheinigung als „meistberechtigt“ aus und erhält vom Leiter der Schule, was es braucht. Den Mädchen wird auch Wolle und Leinwand für den Handarbeitsunterricht geliefert, und je fleißiger das Kind ist, um so mehr wandern fertige Strümpfe und Hemden ins elterliche Haus. Vor Beginn des neuen Schuljahres kommen an jeder Schule große Ballen von Lesebüchern, Schreibheften, Wolle und Leinwand an, die das Oberbergamt in Breslau bei verschiedenen Lieferanten bestellt hat, und nach den im

voraus aufgestellten und ſorgfältig kontrollierten Liſten wird die Verteilung vorgenommen. Zu den Vermitteln gehören auch Nähmaſchinen, deren jede größere von bergmänniſchen Kindern beſuchte Schule eine beſitzt. Indes nicht bloß in Oberſchleſien wohnen Kinder, die Anſpruch auf dieſe Vergünstigungen erheben — von Bitten und Danken iſt dabei nicht die Rede —, ſondern auch in Mittel- und Niederſchleſien, überhaupt ſoweit in Schleſien Bergbau getrieben wird. Es partizipierten im Jahre 1901 daran in Oberſchleſien die Kreiſe Tarnowitz, Coſel, Zabrze, Beuthen (Stadt und Land), Kattowitz (Stadt und Land), Stadtkreis Königshütte, Pleß, Eublinitz, Rybnik, Gleiwitz (Stadt und Land), Groß-Strehliß, Neußtadt, Ratibor, Neiße; im Regierungsbezirk Breslau die Kreiſe Waldenburg, Neurode, Wohlau, Frankenstein, Reichenbach, Trebnitz und Schweidnitz; im Regierungsbezirk Liegnitz die Kreiſe Grünberg, Bolkenhain, Sagan, Schönau, Hirschberg und Landeshut. Im ganzen waren es im Jahre 1901 492 Schulen mit 62852 Kindern. Oberſchleſien hat mit 51706 Kindern daran natürlich den Hauptanteil. Die plötzliche Aufhebung dieſer Vergünstigungen würde in Oberſchleſien eine Bewegung verurſachen, die einer Revolution ähnlich ſähe; ſo ſehr iſt dieſes Recht in das Bewußtſein der bergmänniſchen Bevölkerung eingedrungen.

Die Mittel für die den bergmänniſchen Kindern zu liefernden Handarbeitsmaterialien, Schulbücher und andere Schulbedürfnisse, die ſich im Jahre 1901 auf 150010 Mk. beliefen, fließen aus dem „Schleſiſchen Freifurgelderfonds“, der ſich mit dieſen der Bevölkerung unmittelbar vor Augen tretenden Aufwendungen indes nicht erſchöpft; auch die Gemeindeverwaltungen der Städte und Dörfer mit bergmänniſcher Bevölkerung, die Kirchenvorſtände beider Konfeſſionen, Wohlfahrtseinrichtungen mancherlei Art wiſſen den Segen dieſes Fonds zu ſchätzen. Es waren im Jahre 1901 zu Kirchenbauten beider Konfeſſionen 95800 Mk., zu Beſoldungen der Geiſtlichen und Erleichterungen der kirchlichen Laſten der Bergleute 14855 Mk., zu Schulbauten als Beihilfen, die nur den Gemeinden, niemals auch den Gutsherrſchaften zufließen, 200180 Mk., als Beiträge zu den laufenden Schulunterhaltungskosten 135875 Mk., zur Ausſtattung der Schulen mit Lehrmitteln (Karten- und Bildwerken u.) 4550 Mk., für Wohlfahrtseinrichtungen (Haushaltungs-, Handfertigkeit- und Kleinkinderschulen) 4419 Mk. ausgeſetzt. Der Schleſiſche Freifurgelderfonds iſt daher für die Gemeinden mit bergbautreibender Bevölkerung von hoher wirtſchaftlicher Bedeutung; indes auch in ſeiner hiſtoriſchen Entwicklung iſt er eine der intereſſanteſten Einrichtungen der Provinz Schleſien und bezeichnet vielleicht einmal den Weg, den die Geſetzgebung in Gebieten mit induſtrieller Entwicklung wird gehen müſſen, wenn es ſich um die Reform der Dotation des allgemeiſten Bildungsinſtituts, der Volkſchule, handeln wird. Denn wenn auch der Freifurgelderfonds auf

gesetzlichen Bestimmungen beruht, so haben diese letzteren doch auch sein Ende vorgesehen, und es wird zum mindesten dann des gesetzlichen Eingreifens benötigen, wenn der Mangel dieses Fonds einmal die Schäden offenlegen wird, die durch seine Existenz beseitigt werden sollten und teilweise auch beseitigt worden sind.

Die zuletzt getroffene gesetzliche Bestimmung, auf welcher der Freifurgelderfonds beruht, enthält der § 224 des Allgemeinen Preussischen Berggesetzes vom 24. Juni 1865, der indes nur die bezüglichlichen Bestimmungen der früher gültigen Schlesischen Bergordnung vom 5. Juni 1769 mit den später zu erwähnenden Beschränkungen übernimmt. Wir müssen aber weit in der Bergwerksgeschichte zurückgehen, um den Ursprung dieser Abgabe zu finden, und stehen, wenn wir dort Halt machen, wo dieselbe als allmählich in Übung gekommener Gebrauch mit gesetzlicher Geltung in die landesherrlichen Bergordnungen und Bergwerksprivilegien übergeht, in dem klassischen Lande der Bergordnungen, im sächsisch-böhmischen Bergrevier. Die univervelle Bedeutung der auf den Schiedsprüchen der alten Iglauer und Freiburger Bergschöffenstühle beruhenden sächsisch-böhmischen Bergordnungen¹⁾ und die staatsrechtlichen Beziehungen, in denen Schlesien lange Zeit zu Böhmen gestanden hat, machen den Übergang dieser Einrichtung nach Schlesien von vornherein erklärlich. Da aber die Entstehung dieser Abgabe im Grunde mit den den Bergbau begleitenden und die örtlichen Verhältnisse beeinflussenden Erscheinungen zusammenhängt, kann eine kurze Darlegung der frühesten bergbaulichen Entwicklung nicht umgangen werden.

Der Bergmann ist zweifellos der zuerst auftretende Großindustrielle, d. h. der Unternehmer, der sich vermöge der größeren Beherrschung einer eigenartigen Technik am frühesten aus dem Fronverhältnis gelöst hat²⁾ und bei dem es in seinem Betriebe von vornherein ausgeschlossen war, daß die Arbeit des Einzelnen das Unternehmen lohnend machte, sondern der in der Arbeit der Genossenschaft den Ertrag finden mußte, wobei es zunächst gleichgültig erscheint, ob er dieser arbeitenden Genossenschaft selbst angehörte oder ob sie im Dienste seines Kapitals stand. Im „Weißkunig“ erklärt Kaiser Maximilian, der „Bergwerksvater“, als die oberste Erkenntnis, die ihm aus der Praxis des Bergbaus aufgegangen sei, daß eine Grube nicht von einem einzelnen, sondern nur vom gemeinen Manne mit Vorteil gebaut werden könne, d. h. daß Erfahrung und Notwendigkeit von Anfang an zum Genossenschaftsbetrieb drängten oder daß der Betrieb in der Hand

¹⁾ Vergl. hierüber Steinbeck, Geschichte des schlesischen Bergbaus, I. S. 69 und ff.

²⁾ Vergl. Сыча, Das Recht des ältesten deutschen Bergbaus. Berlin, Vahlen.

kleiner Lehnhäuer liegen müſſe.¹⁾ Die Arbeit der Bergleute war notwendiger Weiſe eine fortgeſetzte und deshalb untrennbar einheitliche; jeder war in ſeinem Arbeitsergebnis von der Geſchicklichkeit und dem Fleiſſe deſſen abhängig, der vorher gearbeitet hatte.²⁾ Dieſe ununterbrochene Fortſetzung der Arbeit, die unbedingt notwendige Gleichzeitigkeit verſchiedener Arbeiten, die Bewältigung der in den Erzgängen — nur um ſolche handelt es ſich in früheſter Zeit — Abfluß findenden Tagewaffer, die mit der Förderung Schritt halten mußte, und namentlich die alte Beſtimmung, daß der Inhaber die Ausbeuterechte verlor, ſobald der Abbau eine gewiſſe, gewöhnlich ſehr knapp bemessene Zeit ruhte,³⁾ waren die Ursaſchen, daß ſich Gruppen von 4, 8, 16 und mehr Bergleuten zuſammenthaten, um Erzgänge auszu-beuten. Sie nannten ſich ſelbſt Gewerken, d. h. Mitarbeiter (concultores), und teilten nach Abzug der ſpäter zu erwähnenden pflichtmäßigen, in Erz-teilen beſtehenden Abgaben, ſowie nach Befriedigung der Schmiede, Bulgen-macher, Stundenrufer u. ſ. w. den Ertrag der Förderung, den ſie entweder ſelbſt an die Hütten verkauften oder auf ihre Rechnung daſelbſt ſchmelzen ließen.⁴⁾ Daß die Zahl 4 in den Arbeitergruppen eine ſo große Rolle ſpielt, beruht wohl darauf, daß die Halbteilung und abermalige Halb-teilung der naheliegendſte Modus zur Heranziehung immer weiterer Teil-nehmer war⁵⁾ oder daß auch die Tageseinteilung und die Ausbeuteanteile nach der Zahl der Gruppen ſich richteten und das Iglau-Kuttenberger Recht, ſowie der Freiburger Bergbau bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts nur die 6ſtündige Arbeitszeit kannten. Es war natürlich, daß Arbeits-leiſtung und Gewinnteil ſich entſprachen und daß die Bezeichnung des letzteren als Schicht (= das Abgeteilte, der Teil) gleichbedeutend für Arbeitszeit wurde, ſodaß heute noch der Bergmann ſeine Arbeitszeit „Schicht“ nennt.⁶⁾ Unternehmer und Arbeiter waren alſo in der erſten Zeit berg-baulicher Entwicklung dieſelben Perſonen, und wo der Bergbau ein Zwer-gbetrieb blieb, hat es bis in die neuſte Zeit Gewerken gegeben, die zugleich als Häuer arbeiteten und etwa vom 17. Jahrhundert ab Eigenlehner (Eigenlöhner) genannt wurden, wie ja auch das Preußiſche Allgemeine

¹⁾ Vergl. Gothein, Beiträge zur Geſchichte des Bergbaus im Schwarzwald. Zeitschrift für die Geſchichte des Oberrheins. N. f. Bd. II. S. 455.

²⁾ Vergl. Schmoller, Die geſchichtliche Entwicklung der Unternehmung. Jahrb. f. Geſetzgebung. XV. S. 685—684.

³⁾ Ein Tag beim Schürfgang, drei Tage beim vermeſſenen Feld. J. fr. Ermisch, Das ſächſiſche Bergrecht des Mittelalters. Freiburger Recht A § 10 u. 12.

⁴⁾ Vergl. Kuttenberger Bergordnung: De metalli divisoribus. Schmidt, Samm-lung der Berggeſetze. I. I. 59.

⁵⁾ Vergl. Сыча, a. a. O. S. 144.

⁶⁾ Vergl. Ermisch, a. a. O. XC.

Landrecht noch das Bedürfnis hatte, eine Definition der Eigenlöhner zu geben (§ 129).

Die Möglichkeit einer gegenseitigen Ablohnung in Naturalien, die an und für sich nicht wie Getreide, Früchte oder Vieh zur Erhaltung des Lebens dienen konnten, sondern schließlich doch nur einen Gewinn der Arbeit darstellten, der einen sehr beschränkten Tauschwert besaß, muß auffallend erscheinen, wenn in Erwägung gezogen wird, daß dort, wo Erzgänge fündig wurden, der Bergmann häufig der erste war, dessen Fuß die Gegend berührte, der den Wald lichtetete und die Bewohnbarkeit des meist gebirgigen Territoriums begründete. Es ist daher gewiß, daß der Bergmann in der ältesten Zeit noch nach einer anderen Richtung hin seine Thätigkeit entfaltete: er war auch Kolonifator in Gegenden von geringem Bodenwert und heißt deshalb in alten Urkunden mehrfach colonus. Die ältesten rechtlichen Auseinandersetzungen, die mit dem Grundherrschaften zu treffen waren, hatten daher als eines der frühesten Ergebnisse zur Folge, daß ihm Grund und Boden zur Hofstätte und Viehweide in der Nähe seiner Fundgrube zugesprochen wurde. Sechzehn Hofstätten sollten nach dem Freiburger Recht dem Erbstollen eingeräumt werden, und die Tglauer Satzungen billigten als Viehweide eine Strecke zu, soweit ein Mann mit dem Bogen zu schießen vermochte.¹⁾ Es erscheint selbstverständlich, daß diese Ansiedelungen zu Gemeinwesen führten, in denen sich die Begriffe Bürger und Gewerken anfangs deckten und die ihr Ziel in der freien Bergstadt sahen; denn zu den ersten Freiheiten, die in dem von allem Junftwesen unabhängigen Betrieb der zum Lebensunterhalt notwendigen Gewerbe bestanden, fügte der Landesherr bald die Stadtrechte hinzu.²⁾

Abgesehen von diesen Zugeständnissen, die den Bergmann in jener Zeit der nach Osten dringenden deutschen Kolonisation noch nicht viel von anderen Siedlern unterscheiden würden, sehen wir ihn von Anfang an im Besitze noch weiterer Rechte, die mit den allgemeinen Grundlagen des Bergbaues in deutschen Ländern, dem Regalrecht und der Bergbaufreiheit, zusammenhängen. Das Regalrecht, das, welches immer sein Ursprung sein mag, in den hier zum Ausgangspunkt genommenen frühesten Aufzeichnungen

¹⁾ „Unde alz vil alz eyn gemessyn berg lyt an eynes stollen marscheyde, der erbehaftig yst, alz manch stund sechzen hofstet beheldet der stolle“. (§ 11 d. Freiburger Bergrechts B, herausgeg. v. Ermisch.)

„Also verre also eyn man mit eynem bogen geschysen mag, also verre beheldet eyn berg feldis, doruff dy berglute yr fyhe spysen“, (vergl. Tglauer Bergrecht, herausgeg. v. Ermisch, § 12) und fast gleichlautend in der Kuttengerger Bergordnung: „tantum spacy pro pecoribus ipsorum (sc. montanorum) pascendis, quantum unus homo cum arcu semel poterit sagittare“.

²⁾ Vergl. Otia metallica. Schneeberg, 1748. S. 205.

deutſchen Bergrechts¹⁾ als geltend und ſchon im Sinne der ſpäteren Bergordnungen umgeſtaltet auftritt, beſteht in einem dinglichen Verfügungsrecht des Landesherrn in Bezug auf die Mineralien und deren Lagerſtätten, alſo in der Machtbefugnis, den Betrieb zu geſtatten und zu begrenzen, ſich an ſolchem Betrieb zu beteiligen, Abgaben zu erheben und Vorſchriften zu erlaſſen. Das, was der Regalherr durch ſeinen Beamten, „des Königs gewaltigen Leih“ (Bergmeiſter, Bergvogt), dem Erzfinder verleiht, iſt kein Eigentum, ſondern ein durch Arbeitszwang²⁾ und hohe Abgaben begrenztes Nutzungsrecht.³⁾ Der Landesherr hatte ein doppeltes Intereſſe daran, daß die Erzlager ſeines Territoriums ausgebeutet wurden, ein finanzielles, indem das Bergregal ſich häufig als eine günſtige Einnahmequelle erwies, und das Münzintereſſe, weſhalb die landesherrliche Münze auch das Vorkaufsrecht für die gewonnenen Erze hatte.⁴⁾ Mag daher immerhin Unternehmungsluſt und die Hoffnung auf Gewinn⁵⁾ die Bergleute in jene Gegenden getrieben haben, wo man Erzlagerſtätten vermutete, das Intereſſe des Landesherrn an der Ausbeutung derſelben war mindestens ebenſo groß, und es war darum ſein Streben, Bergleute heranzuziehen. Das konnte natürlich nur dadurch geſchehen, daß ihnen außer den ſchon genannten Berechtigungen noch andere erhebliche Vorteile in Ausſicht geſtellt wurden. In der allmählichen Erlangung weiterer, ihm eigentümlich gewordener Freiheiten, die gleichbedeutend war mit der unmerklich und unbewußt ſich vollziehenden völligen Loſlösung des Bergbaus vom Grundeigentum, hatte der Bergmann daher im Regalherrn den beſten Bundesgenoſſen.⁶⁾ Was der Bergmann zuerſt beanspruchte, war ein „freier Berg“, d. h. das Recht, überall zu ſchürfen und nach Metallen zu ſuchen;⁷⁾ auf der Bergbaufreiheit beruht die Entwicklung des deutſchen Bergbaus. Von gleicher Wichtigkeit war für den Bergmann die Freiheit der Perſon. Es wurde ihm ungehinderter Zu- und Abgang gewährt; er

¹⁾ Als ſolche gelten die Iglauer Statuten (1429) und das ältere und jüngere Freiburger Recht (14. Jahrh.).

²⁾ „Quondam ſi quis dominos teſtibus convincere poterat in tres operas (Schichten) continentes non miſiſſe foſſores, eos iure fodinae privabat magiſter metallicorum et eius ius accuſatori petenti dabat.“ Agricola, de re metallica. Baſel, 1657. IV. S. 64. Vergl. auch S. 157.

³⁾ Vergl. Schmoller, a. a. O. S. 669 ff.

⁴⁾ „Das ſilber gehort yn dy munce zu Friberg.“ Freiburger Bergrecht A § 9.

⁵⁾ „cum quis ſpe ductus montanorum, quae ſolum montes excolit et montanos ad laborem incitat“ . . . Kuttenger Bergordnung.

⁶⁾ Vergl. Сыча, a. a. O. S. 159.

⁷⁾ „Wo eyn man ercz ſuchen wil, das mag her thun mit rechte.“ Freiburger Bergrecht A § 9, B § 36.

„cum quis in campo libero, in quo ubilibet et cuilibet eſt licitum laborare et metallum quaerere, ſpaciū ad argentifodinam occupat faciendam“ . . . Kuttenger Bergordnung, lib. II. c. I.

stand ferner unter einem besonderen Gericht, das nötig war, um ihn vor mißgünstigen Grundherren oder widerstrebenden Lokalgewalten zu schützen,¹⁾ war frei vom Grundzins²⁾ und hatte Anspruch auf freies Holz.³⁾ Freilich standen diesen Vergünstigungen auch Abgaben gegenüber, die der Regalherr beanspruchte. Ursprünglich war dem Landesherrn ein Mitbaurecht eingeräumt, d. h. er erhob gegen die Einlage von Betriebskosten Anspruch auf die dritte Schicht,⁴⁾ auch waren ihm und der Fürstin, wie auch den höheren Beamten⁵⁾ Löhne zugemessen, die auf eigene Rechnung abgebaut wurden. Bald aber trat an die Stelle des Mitbaurechts das Recht auf einen bestimmten Teil der Ausbeute, und diese Abgabe war der Zehnte. Die Gesamtheit der landesherrlichen Einkünfte aus den Bergwerken, über deren Ablieferung der „Zehntner“ die Kontrolle hatte, wird auch mit dem Namen „Urbar“ bezeichnet.⁶⁾

In dieser freien Stellung des Bergmanns änderte sich nichts, als die Folgezeit eine Verminderung seiner wirtschaftlichen Selbständigkeit gegenüber dem Unternehmer mit sich brachte. Es ergab sich von selbst, daß schon die zweite Generation eingewanderter Bergleute, die natürlich eine größere Personenzahl darstellte, nicht mit den gleichen Anteilsrechten in das Unternehmen eintreten konnte; andererseits gehörte zur Neuanlage einer Grube immerhin auch ein gewisses Kapital, und schließlich mochten sich auch Schwierigkeiten in der Ablohnung ergeben haben, denn es war selbstverständlich nicht immer möglich, die gewonnenen oder als Lohn in Empfang genommenen Erze sofort zu verkaufen. Diese Schwierigkeiten einerseits und die Zunahme der Bergleute andererseits, ferner die Kapitalsbeteiligung und die durch die fortschreitende Teilung der Arbeit sich von selbst ergebende soziale Schichtung der arbeitenden Bergleute⁷⁾ führten zu der Sitte, dem arbeitenden Bergmann einen gleichmäßigen wöchentlichen Lohn, „die Bergkost“, zu zahlen. So kam es, daß die alten Arbeitsgenossenschaften in zwei Gruppen auseinander fielen, in die anteilsbesitzenden Gewerke und die lohnarbeitenden Bergleute. Mit dieser Differenzierung der Arbeitnehmer

1) Vergl. Schmoller, a. a. O. S. 677 u. f., — dort auch die Stelle aus der den Bergleuten vom Bischof von Trient 1185 gewährten Freiheitsbestätigung, daß sie „libere et sine controversia debeant morari, laborare, ire, venire in monte et in civitate et ubicunque voluerint et debeant esse immunes ab omnibus placidis, oneribus sive muneribus“.

2) Zglauer Recht, § 25.

3) Zglauer Recht, § 26.

4) Freiburger Recht A, § 11.

5) Diese waren der Truchseß, Kämmerer und Bergmeister. Vergl. Freiburger Bergrecht A, § 12.

6) Vergl. Ermisch, a. a. O. XXXVI u. f. — „Urbar“ = Ertrag.

7) Vergl. Зѣфа, a. a. O. S. 101 u. f.

und Arbeitgeber hing es zuſammen, daß der Begriff des Anteils mehr und mehr aus einem konkreten ein abſtrakter, ideeller wurde, d. h. daß der Ertrag nunmehr in Rechnung ſtand und nicht mehr ein unmittelbar abgegebener Teil der geförderteten Erze war. Für dieſe ideellen Anteile an der Zeche kam etwa im 15. Jahrhundert zuerſt in Freiberg, im 16. Jahrhundert allgemein der Name „Kure“ in Gebrauch.¹⁾ Eine Teilung der Zechen über 32 Kure hinaus fand bei der geringen Größe der Anlagen noch ſelten ſtatt.²⁾ Erſt als die techniſchen Fortſchritte eine Erweiterung der Unternehmungen geſtatteten, fand eine nochmalige Teilung durch 4 ſtatt, ſo daß zuerſt in Schneeberg die Teilung in 128 Kure üblich wurde,³⁾ die ſich bis in die neuſte Zeit erhalten hat und im § 133 des „Allgemeinen Preußiſchen Landrechts“ noch einmal geſetzlich feſtgeſetzt worden iſt. Eine weitere Folge der ideellen Kureinteilung der Zechen war eine ſorgfältige Ausbildung des Rechnungswesens. Der „Schichtmeiſter“, der frühere „Vormann“ der Gewerken, der die Unterhandlungen mit der Regalherſchaft und dem Leihher führte, wurde der wichtigſte Beamte der Gewerkschaft. Die Gewerken, die Arbeitgeber, die im Bergwerksbetrieb einiges Kapital geſammelt oder ihr Kapital vergrößert hatten, waren nun meiſt Grund- und Hausbeſitzer der neuen Anſiedelung, d. i. der Bergſtadt. Bald treten auch Handwerker, die Städte ſelbſt, Grundherſchaften, Klöſter, heimische und fremde Kaufleute, der Landesfürſt als Eigentümer von Kuren auf. Das 14. Jahrhundert wird gewöhnlich als die Zeit bezeichnet, in der dieſe Trennung zwiſchen Bergbauberechtigten und Arbeitern ſich allmählich vollzogen haben ſoll,⁴⁾ obwohl bereits aus dem 13. Jahrhundert Nachweiſe über einen beſonderen Stand der Lohnarbeiter und das Aufhören der perſönlichen Arbeit der Genossen erbracht worden ſind.⁵⁾ Daneben blieb freilich auch manch kümmerlicher Eigenlöhnerbetrieb beſtehen.

Es liegt nun die Frage nahe, in welchem Verhältnis die Bergleute zu den ſich geſtaltenden oder ſchon vorhandenen öffentlichen kommunalen und kirchlichen Einrichtungen geſtanden haben, da es doch wahrſcheinlich iſt, daß der Zuzug fremder ſowohl die örtlichen wie die kirchlichen Zuſtände beeinflussen mußte. Beſonders eingreifend kann indes dieſer Einfluß in der

1) Kur oder Kufus = Anteil, ein böhmisches Wort. Zeche = Reihenfolge, Anordnung, Einrichtung, Geſellſchaft zu gemeinſchaftlichen Zwecken.

2) In Freiberg in 64, „*ultra quem numerum in Misena Freibergi partitio fodinae argentariae quondam non est progressa*“. Agricola, de re metallica, IV. S. 65.

3) Sed patrum memoria metallici fodinam argentariam, itemque cuniculum Snebergi primo dividerunt in centum viginti octo partes. Agricola, *ibid.*

4) Vergl. Ermisch, a. a. O. LXXXVIII.

5) Vergl. Сыча, a. a. O. S. 106' u. ff.

ersten Periode bergbaulicher Entwicklung, die etwa mit dem Jahre 1400 abschließt, noch nicht gewesen sein. Die Zahl der Bergleute war bei der mangelhaften Technik doch noch zu gering, als daß sie entscheidend in die Umgestaltung der öffentlichen Angelegenheiten hätte eingreifen können.¹⁾ Was zunächst die kirchliche Versorgung der Bergleute betrifft, die den Anschauungen jener Zeit gemäß das alleinige geistige Interesse des Volkes ausmachte, so kann die Auffassung nicht die sein, daß die Unterhaltung kirchlicher Einrichtungen als eine der Allgemeinheit zukommende geregelte Last angesehen wurde. Vielmehr waren alle Abgaben dem guten Willen und dem frommen Sinne überlassen, der sich, wie die prächtigen Kirchenbauten der Bergstädte beweisen, allerdings auch bei den Bergbautreibenden in aufopferungsvollster Form bewährt haben muß. Wenn trotzdem die örtlichen kommunalen Verwaltungen im Mittelalter an dem Bau von Gotteshäusern interessiert erscheinen und wohl auch die technische und finanzielle Leitung der Bauten in der Hand hatten, so liegt der Grund in der jenen Zeiten eigentümlichen engen Verquickung staatlicher und kirchlicher Verhältnisse. Religion und Gemeinwesen waren durchaus solidarisch;²⁾ die kirchliche Versorgung der Gemeindeglieder war gleichsam ein Stück Landespolizei. In Goldberg i. Schles. erscheint, als die älteste wahrscheinlich von Bergknappen erbaute St. Nikolauskirche den Bedürfnissen nicht mehr genügte, der Rat der Stadt an dem Bau der Stadtkirche beteiligt (1164—1201), zu deren Vollendung die Gewerken jede Woche eine Mark Goldes der Stadt ausgeantwortet haben.³⁾ Freiberg hatte schon im Anfang seiner lediglich auf dem Bergbau beruhenden Entwicklung (1225) 5 Pfarrkirchen und ein Hospital;⁴⁾ in der Domkirche daselbst hatten die Bergleute dem hl. Eulogius einen Altar errichtet, welcher der „Häuer-Altar“ genannt wurde,⁵⁾ während die Berg- und Zechmeister zwei Kapelläne unterhielten. In Bunzlau i. Schl. sollen die Bergknappen 1202 eine Kirche aufgeführt haben, die dem hl. Nikolaus gewidmet war,⁶⁾ der neben dem hl. Wolfgang überhaupt bei den Bergleuten in großen Ehren gestanden zu haben scheint. Die Nikolauskirchen zu Grünhain und Ehrenfriedersdorf in Sachsen und die Wolfgangkirche zu Schneeberg sind gleichfalls auf den Bau durch Bergleute zurückzuführen. Überhaupt durfte man den Bau von Kapellen und Kirchen an Orten, wo Bergleute

¹⁾ Die Angaben über die Zahl der Bergleute an den einzelnen Orten sind sehr dürftig. Die gesamte niederschlesische Knappschaft dürfte sich zur Zeit der Mongolenschlacht (1241) auf etwa 4000 Mann belaufen haben. Vergl. Steinbeck, II. S. 128 und f.

²⁾ Vergl. Breyfig, Kulturgeschichte der Neuzeit, II. S. 288.

³⁾ Vergl. Sturm, Geschichte der Stadt Goldberg, S. 7.

⁴⁾ Vergl. Ermisch, a. a. O. XVIII.

⁵⁾ Vergl. Otia metallica, S. 324.

⁶⁾ Ebenda S. 325.

von oft nicht ganz einwandsfreier moralifcher Qualität zugewandert waren, immer als ein Zeichen beginnender Ordnung und regelmäſigerer Geftaltung der Niederlaſſung anfehen.¹⁾ Es war auch Sitte, die Zechen dem befonderen Gebete der Mönche und Nonnen zu empfehlen, und diefen, fofern fie Ausbeute ergab, gewiſſe Anteile des Gewinns auszufetzen.²⁾ Von pflichtmäßigen Abgaben waren aber diefe Opfer weit entfernt. Dagegen begegnen wir in den älteften Bergrechten einer herkömmlichen beftimmten Auflage, die den Bergbauberechtigten den Bürgern der Stadt gegenüber zufiel, die als die Bergfachverftändigen auftreten und darum bei der Beleihung des „Neufängers“ (fo nannte man den Finder) mit einem Grubenfelde weſentlich beteiligt waren.³⁾ Es ift unter diefen „Bürgern“ der „Rat der Stadt“ zu verftehen, der, ſoweit nicht die der Jurisdiktion des Bergmeiſters unterftehenden auf der Grube ſelbſt begangenen Straftthaten in Betracht kamen, auch die Gerichtsbarkeit befaß und deſſen in allen Bergſachen anerkannte Zuftändigkeit ſich dadurch erklärt, daß er ſowohl in den Städten, die, wie Freiberg, Iglau u. a., mit dem Bergbau entftanden waren, wie auch in den Orten, welche die Gewohnheiten diefer Städte recipiert haben, aus angeſehenen und wohlhabend gewordenen Bergbautreibenden oder Beſitzern von Bergwerksanteilen ſich fortdauernd zuſammensetzte. Dieſem Rat der Stadt wurde, nachdem er das Feld durch „Bereiten“⁴⁾ beſichtigt hatte und die Beleihung erfolgt war, unmittelbar hinter den oben erwähnten Lehen des Landesherrn, der Fürſtin und der fürſtlichen Beamten zu beiden Seiten je ein Lehen zugemeſſen, das er ſelbſt bebauen oder gegen eine „Eigenschaft“, d. i. einen Gewinnanteil, anderen, wohl meiſt dem Finder, zum Abbau überlaſſen konnte, und das, wenn es in einem Erbſtollen lag, den Vorzug hatte, daß es ſich nicht verliegen, d. h. nicht ins Freie fallen konnte.⁵⁾ Es mag zweifelhaft ſein, ob der Ertrag dieſer Bürgerlehen den jeweiligen Mitgliedern des Rates perſönlich oder dem allgemeinen Stadtsäckel zufiel,⁶⁾ aus dem die Ratsmit-

¹⁾ Vergl. Lehmann, Chronik der freien Bergſtadt Schneeberg. Schneeberg, 1857, S. 34.

²⁾ Vergl. Otia metallica, S. 325.

³⁾ Weme des Koniges gewaltiger leyher mit rate der burger . . . von der Iglau icht vorlyhet, . . . das ſal craft haben. § 1 des Iglauer Bergrechts.

⁴⁾ Vergl. über die Sitte des „Bereitens“: Otia metallica, S. 314 ff.

⁵⁾ „Burgerlehen . . . haben das recht . . . das ſy ſich nicht vorlegia mögen.“ Igl. Bergrecht, § 6.

⁶⁾ Mehrere Umſtände (der Wechſel der Ratsmitglieder, die Unſicherheit der Ausbeute, das vielleicht ſchon erfolgte Ableben der beteiligten Ratsmitglieder, wenn die Zechen zur Ausbeute kam, ſowie das ſpättere Auftreten dieſer Abgaben als ſtädt. Freifurg) ſprechen vorwiegend für letztere Annahme. Von den Schiedsprüchen des Oberhofes in Iglau in Bergſachen entſcheidet ſich einer für die erſtere, ein anderer für die letztere Anſchauung. Vergl. Die Spruchpraxis des Oberhofes Iglau bei Šyňa, Das böhm. Bergrecht des Mittelalters. Berlin, Dahlen. II.

glieder für die Führung der laufenden Geschäfte vielleicht entschädigt wurden;¹⁾ jedenfalls kommt es hier nur darauf an, festzustellen, daß den Bergbautreibenden eine außerhalb der fiskalischen Abgaben stehende Steuer, und zwar eine solche auferlegt wurde, die der Befriedigung lokaler Verwaltungsaufgaben diene.

Ziehen wir das Ergebnis aus dieser kurzen Übersicht über die ersten Anfänge bergbaulicher Entwicklung, so tritt uns der Bergmann als ein wegen seiner technischen Kenntnisse mit Vorliebe herangezogener wandernder Geselle entgegen, der sich auf dem Hintergrunde höriger Verhältnisse als freier Unternehmer oder Arbeiter abhebt, auf der Grundlage moderner industrieller Entwicklung, der Freizügigkeit, in sein Arbeitsverhältnis eintritt und vom Feudalwesen gänzlich losgelöst erscheint. Insbesondere drängen sich als Zeitpunkte der Entwicklung auf, daß in unkultivierte und des meist gebirgigen Charakters wegen wenig ergiebige Gegenden in größerer Zahl Arbeiter einwandern, die fremde, aber im ganzen gleichartige Sitten mitbringen, den ansässigen Bewohnern als eine geschicktere, höher stehende Klasse gegenüberreten, durch ihre Masse aber geeignet sind, die vorhandenen Gemeinwesen zu belasten oder die neuen von ihnen gegründeten zu rascher, kostspieliger Entwicklung zu drängen.

Wie indes bereits angedeutet, finden sich diese Momente in der ersten Periode bergbaulicher Entwicklung in Deutschland (1150—1400) nur im Keime vor. Bevor der deutsche Bergbau zu einer zweiten Blüteperiode sich erhob, mußte er einen traurigen Rückgang erleben, dessen Ursachen wohl in erster Linie in der mangelhaften Technik, sowie in den politischen Verhältnissen zu suchen sind.²⁾ Mit den einfachen Mitteln der älteren Technik, die namentlich in der Bewältigung der Wasser versagten, konnten selbstverständlich nur die der Oberfläche nahen Gänge ausgebeutet werden, die sich schnell erschöpften und häufig zu einer raschen Abwanderung der Bergleute Anlaß gaben. Andererseits boten die unsicheren, fast anarchischen Staatsverhältnisse (Verfall der kaiserlichen Macht, Hussitenkriege) den Unternehmungen keinen Schutz. Die Chroniken melden, daß die Hussiten gerade in den meist konservativ gesinnten Bergleuten ihre erbittertsten Feinde sahen, so daß bergbautreibende Gegenden unter den Greueln des Krieges auch furchtbar litten.³⁾ Erst als am Ende des 15. Jahrhunderts die Territorialstaatsgewalt sich neu befestigte, friedliche Verkehrsverhältnisse geschaffen wurden, die Renaissance eine neue geistige Blüteperiode anbahnte, der Wohlstand der Städte stieg

¹⁾ In späterer Zeit nannte man z. B. in Breslau solche Entschädigungen „Verehrungen“.

²⁾ Vergl. Schmoller, a. a. O. S. 974.

³⁾ Vergl. Lehmann, Chronik der freien Bergstadt Schneeberg, S. 20.

und die Kapitalwirtſchaft ſich ausbildete, war die Zeit auch für bergbau-
liche Unternehmungen wieder günſtig geworden. Unmittelbar wurde ein
neuer Aufſchwung des Bergbaus aber durch das Fündigwerden des Schnee-
bergs (1471) herbeigeführt, das in der Bergwerksgeschichte als eines der
großartigſten Ereigniſſe gilt.¹⁾ Hier ward 1477 der Grundſtein zur Stadt
gleichen Namens gelegt, nachdem man ſchon 1473 über 176 Zechen gezählt
hatte.²⁾ Inzwiſchen (1492) waren auch am Schreckenberge Anbrüche ge-
ſchehen, die zur Gründung der raſch aufblühenden Stadt Annaberg (1497)
führten, und im erſten Viertel des neuen (16.) Jahrhunderts (1516) erhob
ſich in einem Thale des ſüdlichen Erzgebirges ein ſtattliches und „höfliches“
Bergwerk, um welches die Stadt Joachimsthal entſtand. An dieſe drei
Namen, Schneeberg, Annaberg, Joachimsthal, knüpft ſich nun die große
Epoche der deutſchen Bergwerksgesetzgebung an, die etwa 1470 begann,
1500—1541 ihren Höhepunkt erreichte und bis 1600 in der Hauptſache
vollendet war. Sie hat das Bergrecht Europas, ja jenseit des Ozeans bis
in das 18. Jahrhundert hinein beherrscht, denn ſie war ihrem Charakter
nach nicht mehr eine Aufzeichnung von Gewohnheiten und Schiedsprüchen
der Bergschöppensfühle, ſondern eine von einer thatkräftigen fürſtlichen Ver-
waltung durchgeführte organiſche Reform des Bergweſens.³⁾

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß die Bergordnungen der neuen Periode,
wie alle Geſetze, aus der Not der Zeit geboren wurden. Aus den
Einleitungen und den einzelnen Beſtimmungen derſelben laſſen ſich leicht
Rückſchlüſſe auf die Zuſtände ziehen, die eine Neuordnung der Dinge
erheiſchten. Hervorgerufen wurden die Bergordnungen in erſter Linie durch
das Zuſtrömen einer größeren Menge von Bergleuten, durch das damit
wohl öfter verbundene Übermaß eines Angebots von Arbeitskraft, durch
die hieraus ſich ergebende allzu ſtarke Ausnützung und Ausbeutung der
Arbeiter, durch Lohnung in ſchlechter Münze und häufig auch durch eine
unangemeſſene Behandlung der Arbeiter. Das Verbot des offenbar ſtark
ausgebildeten Truckſystems,⁴⁾ die Regelung der Arbeitszeit,⁵⁾ die Anordnung
des Gebrauchs landesherrlicher Münze,⁶⁾ das Verbot verwandtschaftlicher,
den Unterſchleif begünstigender Beziehungen zwiſchen Schichtmeiſtern und
Steigern,⁷⁾ die Forderung einer genauen Rechnungsführung über Materialien,

¹⁾ Vergl. Zirkel, Anmerkungen zur Geſchichte des ſächſiſchen Bergbaus in Braſſert,
Zeitschrift für Bergrecht, XXVIII. S. 374 u. ff.

²⁾ Lehmann, a. a. O. S. 38 u. 39, führt die Zechen mit Namen an.

³⁾ Vergl. Schmoller, a. a. O. S. 982.

⁴⁾ bis ⁷⁾ Vergl. Entwurf einer Bergordnung des Herzogs Georg für die Berg-
werke am Schreckenberge 1499/1500: §§ 50, 52, 61, 25 und Bergordnung von 1492 für
den Schneeberg: §§ 22, 27, 17, 24, 56, 68, bei Ermisch.

Zubusse, Lohnzahlung und Retardat,¹⁾ das Verbot der Annahme von Geschenken seitens der Lohnzahler,²⁾ also die Verhinderung aller der üblen sozialen Erscheinungen, die ohne strenge staatliche Aufsicht das freie Unternehmertum zu begleiten pflegen, sind in den neuen Bergordnungen Gegenstand besonderer Bestimmungen. Den Bergwerksbesitzern tritt andererseits das Bergvolk in der neuen Periode schon als eine geschlossene, von einem gewissen Korpsgeist erfüllte Arbeiterschaft entgegen, die durch ihre Masse manche Forderung durchzusetzen vermag.³⁾ Diese gesteigerte Zahl der Bergleute,⁴⁾ deren moralische Haltung vielfach zu wünschen übrig ließ,⁵⁾ deren geistige Zügelung und Einordnung in den bürgerlichen Organismus darum den staatlichen und kirchlichen Gewalten manche Sorge verursachte, war es

¹⁾ und ²⁾ Vergl. Anm. ⁴⁾ bis ⁷⁾ auf S. 165.

³⁾ Ein Beleg dafür ist der Streik in Joachimsthal am Sonnabend nach Cantate 1525. „Knappschafft und Gemeine“ hatten sich empört und gegen die Besitzer der Zechen arge Gewaltthaten verübt. Umliegende Herren, sowie der Rat und die Knappschafft von Annaberg wirkten auf die Parteien mit dem Erfolg ein, daß eine gemeinschaftliche Kommission eingesetzt wurde, die einen aus 35 Artikeln bestehenden Friedensvertrag zu stande brachte, der den Titel führt: „Auffgerichte handlung zu notdurfft vnd förderung des Bergwerkes hneben zuor angenommener vnd ausgegangener Ordnung Im.S. Joachimsthale, 7. 7. 1525“. Danach sollten u. a. von da ab die Bergordnung im Druck ausgehangen und die Bergleute in guter Münze bezahlt werden; Schichtmeister und Steiger sollten keine Arbeiter in Kost nehmen, ihnen kein Bier verkaufen und von ihnen keine Geschenke annehmen; die 8 stündige Schicht wurde angeordnet, die Knappschafftsverfassung geändert. Abgedruckt bei Schmidt, I. 1. S. 145 u. ff. — Vergl. auch den Ausstand in Schneeberg 1496 wegen Lohnabzugs (Lehmann, Chronik von Schneeberg, S. 70 u. 75) und den Ausstand in Reichenstein (Codex dipl. Silesiae, XX. S. 142) wegen schlechter Behandlung der Bergknappen.

⁴⁾ Über die Zahl der Bergleute in der folgenden Periode folgende Angaben: Wenn Lehmann in der Chronik vom Schneeberg aus dem Jahre 1473, also 2 Jahre nach dem Fündigwerden des Berges, schon 176 Zechen mit Namen benennt (vergl. S. 38 und 39) und man annimmt, daß auf jeder Zeche durchschnittlich nur 4 Häuer gearbeitet haben, so ergibt dies eine Belegschaft von 704 Häuern. Hierzu treten noch die Tagelöhner, Vulgenmacher, Stundenrufer, Zimmerleute, Treibeleute, Haspelmeister, Pocher, Wäscher etc. Zur bergmännischen Bevölkerung müssen auch die Familienmitglieder gerechnet werden. — Von Annaberg (vergl. Grohmann, Festschrift zur 400jährigen Jubelfeier der Stadt Annaberg, Annaberg, Schreiber, 1896, S. 25) wird erzählt, daß in der Blütezeit (1498—1560) 380 Zechen fündig gewesen seien; dies würde unter gleichen Voraussetzungen eine Belegschaft von 1520 Häuern ergeben. — Für Joachimsthal giebt Sternberg (Umriss der Geschichte des Bergbaues und der Berggesetzgebung des Königreichs Böhmen, I. S. 426) aus dem Jahre 1535 4113 Knappen an. Löfche sagt (Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich, XI. S. 10): 1520 zählte die freie Bergstadt Joachimsthal bereits an 1000 Zechen, 8000 Bergleute, 800 Steiger und 400 Schichtmeister.

⁵⁾ Vergl. die Schilderung der sozialen Zustände in Joachimsthal bei Löfche, a. a. O. S. 16 u. 17.

auch, die allmählich dazu führen mußte, Mittel ausfindig zu machen, durch welche den geſteigerten Bedürfniffen der Regierung und Zucht Rechnung getragen werden konnte. Die ſtädtiſchen Verwaltungen waren hierzu um ſo mehr gezwungen, als in den neuen Bergordnungen die alten Bürger- oder Stadtlehen nicht mehr auftreten, alſo auch die Einnahmen in Wegfall kamen, die etwa daraus gefloſſen ſind. Die Stadtgeſchichten der drei Bergſtädte Schneeberg, Annaberg und Joachimsthal, deren Entwicklung nunmehr zu betrachten ſein wird, zeigen, wie die ärmlichen und beſcheidenen Forderungen, die anfangs an die Bergbautreibenden und auch an die Arbeiter geſtellt wurden, ſich allmählich zu feſten, regelmäßigen und geſetzlichen Abgaben herausgebildet haben.

Ein Kirchlein, das dem dringendſten Bedürfnis jener Zeit, die Meſſe zu hören, Abhilfe ſchaffte, war auch in Schneeberg das Zeichen beginnender ſtaatlicher Ordnung; es war die hölzerne St. Georgen- oder Fundgrübener Kapelle, die 1472 erbaut wurde.¹⁾ Ihr folgte ſchon 1473 eine zweite Kapelle, und im Jahre 1476 begann man die ſteinerne St. Wolfgangkirche, die dem wachſenden Gemeinweſen mehr entſprechen ſollte, deren Bau aber in Verbindung mit anderen, die ganze örtliche Gründung berührenden Bedürfniffen 1478 zur erſten den Ausbeutezechen auferlegten allgemeinen Steuer („Anlage“ genannt, 6 Pf. für 100 Gulden des durch das Bergamt beſtimmten Wertes) führte, die „zur Erhaltung der Künſte (d. i. der maſchinellen Einrichtungen) in den Berggebäuden, zur Vollendung der St. Wolfgangkirche und zu anderen gemeinen Ausgaben“ verwendet werden ſollte.²⁾ War dieſe Steuer eine einmalige, ſo ſcheint die 1481 getroffene Anordnung, an die St. Wolfgangkirche von jeder fündigen Zeche für jeden Kug einen Groschen jährlich zu entrichten, der Kirche nicht bloß einen Teil der Unterhaltungskosten dauernd geſichert, ſondern auch ſo viel Überſchuß ergeben zu haben, daß man 1516 mit dem Umbau und der Erweiterung der Kirche beginnen konnte.³⁾ Inzwiſchen mochten auch die Ausgaben für die ſtädtiſche Verwaltung geſtiegen ſein, ohne daß es möglich geweſen wäre, die Zechen in gleichmäßiger Weiſe heranzuziehen; denn inſolge „unterthänigſten Anſuchens der Gewerken“, alſo wohl der Bürger ſelbſt, begnadete im Jahre 1504 der Kurfürſt Friedrich der Weiſe die Kämmerer Schneebergs mit einem Freikug von allen fündigen Zechen.⁴⁾ Dadurch war der Beginn des Rathauſes 1527 möglich geworden.⁵⁾ Dieſem

¹⁾ Lehmann, a. a. O. S. 34.

²⁾ ebenda S. 46.

³⁾ ebenda S. 51.

⁴⁾ ebenda S. 89.

⁵⁾ ebenda S. 139.

Freikug folgte 1536 ein zweiter, den der Kurfürst der Stadt zum Danke für die Schätze, die ihm Schneebergs Erzgruben einbrachten,¹⁾ spendete; man gestattete sich infolge dessen zwei Jahre später den Umbau des früher unansehnlichen Hospitals. Der Kirche scheinen außer dem 1481 ihr zugestanden Kurgroschen feste Abgaben nicht zugeflossen zu sein. Zwei Einrichtungen haben aber dazu beigetragen, auch ihr die Freude am Bergbau zu erhalten. Der „Austeiler“ der Ausbeute pflegte eine Büchse zu führen, in welche die Gewerken, wenn sie Ausbeute erhoben, nach Belieben Beiträge zur „Erhaltung des Gottesdienstes“ spendeten („Büchsenpfennige“); sodann hatte sich der Brauch herausgebildet, für die Kirche die „Teste“ (das Testsilber)²⁾ zu sammeln. Beide Einnahmequellen ergaben im Jahre 1537 zusammen 1561 Gulden, also einen ganz ansehnlichen Betrag.³⁾ Im übrigen war in Schneeberg die Freiheit von kirchlichen Abgaben den Bergleuten ausdrücklich gewährleistet.⁴⁾ Erst das Jahr 1551 brachte der Kirche und dem Hospital durch landesherrliche Verordnung zwei Freikuge, eine Schenkung des Herzogs Moritz von Sachsen; sie wurden die „heiligen Kuge“ genannt. So ist also die Stadt Schneeberg ein Beispiel, wie die beiden der Stadt und der Kirche zu verbauenden Freikuge nicht durch eine unmittelbar erlassene einheitliche Bergordnung, sondern den Bedürfnissen einer mit harter Not kämpfenden Gemeinde entsprechend durch allmähliche Verleihungen des Landesherrn sich entwickelt haben.⁵⁾

¹⁾ Im Jahre 1536 erreichte die Ausbeute in Schneeberg die größte Höhe. Sie betrug über 70 Centner Silber, die einen Ertrag von 88 660 Gulden Groschen ergaben. Vergl. Lehmann, a. a. O. S. 177.

²⁾ Hierzu bemerkt der Chronist: „Teste sind große Kapellen von zugerichteter Asche, in denen man Silber brennt. Bisweilen setzen sich in ihnen Silberkörner an, deshalb pflegten sie wohl aufbewahrt zu werden, und was aus ihnen gewonnen ward, das gehörte den Gewerken. An einigen Orten, wie hier in Schneeberg, gehörten sie den Kirchen, und dann wurden sie Kirchen-Kräz genannt.“

³⁾ Vergl. Lehmann, a. a. O. S. 184.

⁴⁾ „Item des Kirchengelds halbin, was des bisher gevallen unnd die schichtmeister nach hinderstellig schuldig sint, sal bey der Kirchen bleiben und hinfur mit eynichem Kirchengelde nymant beswert werden, er wults danne gerne thun.“ B.-O. v. 17. 11. 1479, § 23, bei Ermisch, S. 97.

⁵⁾ Hiernach sind in Schneeberg der Stadt und der Kirche nach und nach je 2 Freikuge bewilligt worden. Demgegenüber sagt Agricola (de re metallica) von den 128 partes, „quarum centum viginti sex sunt dominorum fodinae vel cuniculi, una reipublicae unaque sacrorum“. Bezüglich der Stadt hat er insofern Recht, als er nach Laube, Aus der Vergangenheit Joachimthals, Prag, 1873, S. 24, das Werk „de re metallica“ 1527 oder 1528 geschrieben hat und damals der Stadt erst ein Freikuge bewilligt war. Bezüglich der Kirchenkuge ist entweder der Chronist schlecht berichtet oder Agricola verwechselt den Kirchenkuge mit dem 1481 der Kirche bewilligten Kurgroschen.

Raſcher und durch die in Schneeberg gemachten Erfahrungen wohl veranlaßt, erfolgte die Feſtſetzung dieſer außerhalb der fiſkalischen Abgaben ſtehenden kommunalen und kirchlichen Zechenſteuer in zwei von Schneeberger Bergleuten am Südabhange des Erzgebirges 1530 eröffneten Silbergruben, die zur Gründung der Städte Platten und Gottesgab, der ſogenannten Schneeberger Kolonien, führten, deren ſchnelle Entwicklung ein raſches Eingreifen zu erfordern ſchien. Für ſie erſchien ſchon 1546 eine kurfürſtliche Verordnung, die für die Gemeinde und Kirche je zwei Freikure feſtſetzte.¹⁾

In Annaberg, der auf dem Schreckenberge ſich erhebenden und 1497 vom Herzog Georg von Sachſen mit Stadt- und Bergrechten begnadeten Stadt, tritt uns von Anfang an ein energiſches, ſeit 1502 aus 12 Perſonen beſtehendes Stadtreſiment entgegen, das einen erſtaunlichen Gemeinſinn bekundet und alle finanziellen Kräfte der Stadt heranzuziehen verſteht. Ein ſchon 1498 das junge Gemeinweſen gefährdender Auſſtand des Bergvolks, der zur Erweiterung des Rats der Stadt den unmittelbaren Anlaß gab,²⁾ mochte wohl dazu beigetragen haben, die geiſtige Zügelung des Volkes frühzeitig in feſte Hand zu nehmen.³⁾ Der Bau der 1499 begonnenen Kirche, die 209 000 fl. gekoſtet haben ſoll, iſt außer durch die Hilfe des Herzogs weſentlich durch freiwillige Beiträge reicher Gewerfen ermöglicht worden, außerdem aber durch eine auf Betreiben des Herzogs und des Rates gegründete und vom Papſte mit ausgedehnten Ablaßprivilegien ausſtattete Bruderschaft, die, da die Zahl der Mitglieder begrenzt und die Mitgliedschaft an hohe Beiträge geknüpft war, einen gewiſſen vornehmen Charakter hatte⁴⁾ und bald ſo reich war, daß ſie auch dem Rate Vorſchüſſe leiſten konnte. Inzwiſchen hatte die Knappſchaft, da der Kirchbau ſich bis zum Jahre 1519 hinzog, mit Genehmigung des Herzogs aus dem Kapital, das aus den ſogenannten „Wochenpennigen“ aufgeſpeichert worden war, (1502) eine Kapelle, die Bergkapelle, erbaut, für welche ſie 2 Kapelläne unterhielt, von denen der eine die ſogenannte Schläfermeſſe (für die um 4 Uhr ein- und ausfahrenden Bergleute) zu halten verpflichtet war.⁵⁾ Die Knappſchaft erſcheint ſpäter auch an der Beſoldung des Pfarrers an der Hauptkirche mit 10 Schock (Groſchen) beteiligt.⁶⁾ Es darf bei einer ſo

¹⁾ Vergl. Lehmann a. a. O. S. 171.

²⁾ Umſtändliche aus zuverlässigen Nachrichten zuſammengetragene Chronik der im Meiſniſchen Ober-Erz-Gebirge gelegenen Königl. Churfürſt. Sächſiſchen freyen Berg-Stadt St. Annaberg nebst beygefügten Urkunden. St. Annaberg, 1746. I. S. 21 u. II. S. 193.

³⁾ ebenda I. S. 49.

⁴⁾ ebenda I. S. 63.

⁵⁾ ebenda I. 194 u. ff.

⁶⁾ ebenda II. S. 14.

lebhaften Bethätigung aller Kreise für die geistige und kommunale Entwicklung¹⁾ nicht auffallend erscheinen, wenn Stadtgemeinde und Kirche hier weder ein Bedürfnis nach Freikuren zum Ausdruck bringen, noch im Besitze solcher erscheinen. Wir finden hier aber die frühesten Belege für das Vorhandensein einer anderen Quelle, aus der Kirchen- und Schulbedürfnisse bestritten wurden, der Knappschaftskassen, deren Entstehung im folgenden um so mehr Erwähnung gethan werden muß, als sie bis in die neueste Zeit subsidiarisch für die Freikure der Kirche und Schule eingetreten sind.

Das Gefühl der Solidarität der arbeitenden Bergleute, das sich in wiederholten Ausständen (in Schneeberg 1496 und 1498, in Joachimsthal 1525) lebhaft äußerte, tritt uns nicht bloß dort entgegen, wo es sich um die Beseitigung schwerer Mißstände handelt, sondern auch zu dem Zwecke, gemeinnützige Einrichtungen zu schaffen und zu fördern. Die Gefährlichkeit der Arbeit und die rasche Abnutzung der menschlichen Kraft, waren die Ursache, daß in den Bergrevieren eine verhältnismäßig große Zahl kranker und invalider Personen, Witwen und Waisen gefunden wurde, deren Not den Arbeitern, Gewerken und der städtischen Verwaltung täglich vor Augen stand. Ihr abzuhelpen, folgte man anfangs dem den Anschauungen der Zeit am meisten entsprechenden Wege der christlichen Charitas. Eines der ersten Gebäude, das in der Bergstadt entstand, war das Hospital, das in Annaberg „auf des Rats und der Bürger Unkosten, dazu anfänglich Herzog George eine Beisteuer gethan“, erbaut wurde.²⁾ Die Unterstützung der Bergfertigen, Witwen und Waisen erstrebten die Bergleute aber auf dem Wege der Selbsthilfe durch die Gründung der Knappschaftskassen, deren Einrichtung gegen das Jahr 1500 gelegt werden muß.³⁾ Die Schneeberger und Annaberger Bergordnungen enthalten über sie noch keine Bestimmungen, so daß der ursprünglich freiwillige Charakter der Kassen zweifellos ist; gleichwohl sind sie nicht ohne landesherrliche Genehmigung entstanden.⁴⁾ Hervorgegangen sind die Kassen offenbar aus religiösen Genossenschaften, die sich innerhalb gleichartiger Arbeiterkreise (Häuer, Schmelzer)

¹⁾ 1534 wurde das erste Rathaus abgebrochen, um einem steinernen Neubau Platz zu machen; — die Besoldung der Schulkrektoren erfolgte seit Einführung der Reformation 1539 gemäß den Bugenhagenschen Anordnungen durch den Rat; — der Schule wurden zahlreiche Legate ausgesetzt.

²⁾ Annaberger Chronik, I. S. 204.

³⁾ Sirkel sagt in dem Artikel „Zur Geschichte des sächsischen Bergbaus“: „1503 wurde zum ersten Male die Knappschaftslade eingerichtet“, ohne den Ort, wo dies geschah, und die Quelle, aus der er schöpfte, näher zu bezeichnen. Zeitschrift für Bergrecht, Bd. XXVIII. S. 358. Die Angabe ist zum mindesten ungenau.

⁴⁾ Vergl. das Privilegium des Herzogs Georg über das ius patronatus der Bergkapelle in Annaberg. Annaberger Chronik, I. S. 199.

bildeten und, ſo lange bei der verhältnismäßig geringen Zahl der Arbeiter nicht weitere Aufgaben ſich aufdrängten, wohl in der Stiftung von kirchlichen Bildern, Bannern, Altären u. ſ. w., ſowie in der Unterhaltung der Seelſorger ihre Zwecke und auch ihren Stolz ſuchten.¹⁾ Aus den anfangs wohl nur gelegentlich und zu unmittelbar gegebenen Veranlaſſungen geſpendeten Beiträgen ſind allmählich regelmäßige, alle Wochen gezahlte Abgaben geworden, die aufgeſpeichert und rechnungsmäßig verwaltet und nun auch zur Unterſtützung kranker und bedürftiger Knappſchaftsangehöriger, ſowie zur Beſtreitung der Koſten einer ehrenvollen Beerdigung nach der letzten Schicht verwandt wurden. Wie bereits angedeutet worden iſt, giebt den früheſten Beleg für das Beſtehen der Knappſchaftskaffen Annaberg. Als die dortigen Bergleute 1502 die Häuerkapelle zu bauen begannen, hat die Knappſchaftskaffe nicht bloß ſchon beſtanden, ſondern muß auch bereits anſehnliche Beiträge enthalten haben. Sie verdankt ihr Beſtehen dem Herzog Georg von Sachſen, dem unermüdlichen Förderer des Bergbaus, der in einer beſonderen 1539 durch ſeinen Nachfolger neu beſtätigten Begnadigung bewilligt hatte, daß jeder Arbeiter von ſeinem „Liedlohn“ „zur Erhaltung der armen kranken Perſonen“ Wochenpfennige bei der Knappſchaft einlegen und „daß ſie 6 Älteſten aus ihrem Mittel erwählten neben dem Bergmeiſter, welche die Lehne, die Altaria (d. i. die Beſtallung der Geiſtlichen), in ſolcher Kapelle zu verleihen hatten, die Büchſenpfennige einnahmen und ausgaben und alle Jahre dem Ausſchuß der Knappſchaft Rechnung thaten.“²⁾ Es geht aus dieſer urkundlichen Beſtätigungsformel nicht bloß der Charakter der Selbſtverwaltung der Knappſchaftskaffe hervor, ſondern auch die Aufnahme von Kultuſausgaben in ihre Zweckbeſtimmung. Daß in Joachimsthal die Knappſchaft einen „Kaſten“ hatte, in den beſtimmte Abgaben floſſen, beweist der nach dem Aufruhr von 1525 geſchloſſene Einigungsvertrag,³⁾ deſſen § 30 die Verwaltung der Knappſchaftskaffe neu organiſiert.⁴⁾ Die erſte Bergordnung, die den Knappſchaftskaffen geſetzlichen Charakter gegeben hat, iſt wahrſcheinlich die von dem Herzog Johannes von Oppeln, Ratibor und Oberglogau und dem Mark-

¹⁾ Vergl. Knappſchaftsaltar in der St. Wolfgangkirche in Schneeberg, Münzer- und Schmelzeraltar in der Annenkirche in Annaberg. Schmolzer führt die Altarbruderschaft in Freiberg aus d. J. 1400 an.

²⁾ Annabergſcher Chronik, I. S. 195.

³⁾ Abgedruckt bei Schmidt, I. 1. S. 145.

⁴⁾ Die erſte Bergordnung Joachimsthals v. J. 1518 enthält über die Knappſchaftskaffe noch keine ſtatutarische Beſtimmung, ſondern kennt mit Bezug auf die in der Folge den Zechen zufallenden ſozialen Aufgaben nur die auf 8 bezw. 4 Wochen bei Ausbeute- bezw. Zubußzechen beſchränkte Haftpflicht der Gewerfen bei Unglücksfällen. Vergl. § 108 der B.-O. bei Sternberg, II. 225.

grafen Georg von Brandenburg, Herzog von Jägerndorf am 8. November 1528 zu Oppeln unterzeichnete, auf sächsischem Bergrecht beruhende Bergordnung für die Herrschaft Beuthen, die im 58. Artikel jedem Arbeiter die Abgabe von 2 Hellern wöchentlich „zur Erhaltung der armen franken Gesellen und anderen gemeinen Nutz“ auferlegt.¹⁾ Wie indes diese Bergordnung über kirchliche Freikure keine Bestimmung enthält und die Annahme wahrscheinlich macht, daß im „gemeinen Nutz“ auch kirchliche Bedürfnisse gefaßt worden seien, so begegnen uns bis 1541 noch andere Bergordnungen, welche die Vermutung zulassen, daß die gesetzliche Begründung oder das Vorhandensein einer Knappschaftskasse das Bedürfnis von Freikuren nicht gerade hat dringend werden lassen, wobei im übrigen bemerkt werden muß, daß auch die Gewerken zu den Knappschaftskassen oft Beisteuern gegeben haben, so daß ihr Stand häufig ein recht günstiger gewesen sein muß²⁾ und weiteren Zwecken auch entsprechen konnte.

Eine Schulordnung des Markgrafen Georg Friedrich.

Von

Karl Siegel, Beuthen O.-S.

Im Beuthener Stadtarchiv befinden sich die Bruchstücke einer Schulordnung, die Markgraf Georg Friedrich († 1603) für sein Fürstentum Jägerndorf und die zugethanen Herrschaften erlassen hat. Leider sind eben nur Bruchstücke erhalten, und zwar die ersten vier Folioblätter, die zudem noch in sehr schlechtem Zustande sind. Die Ränder sind stark beschädigt, und die Blätter haben auch durch Feuchtigkeit, teilweise ganz bedeutend, gelitten.

Vorauszuschicken ist noch, daß unter Georg Friedrich wie unter seinem Vorgänger der Protestantismus in Oberschlesien bedeutende Fortschritte machte. Bereits 1531 war in Tarnowitz eine evangelische Kirche errichtet worden, in den aus der Zeit der Hungersnot und Pest stammenden Testamenten von 1552 ff. werden als besondere Erbstücke häufig Bibeln erwähnt, 1569 endlich wurde der erste protestantische Prediger in Beuthen angestellt.³⁾ Wir werden nicht fehl gehen, wenn wir die folgende Schulordnung denselben Bestrebungen einreihen. Wir gewinnen dadurch auch ein Mittel, beim Mangel sonstiger Zeitangaben die Entstehung der Ordnung wenigstens ungefähr zu datieren und sie für das letzte Viertel des 16. Jahrhunderts

¹⁾ Codex diplomaticus Silesiae, XX. S. 259.

²⁾ Vergl. Schneberger Chronik, S. 184, u. Annaberger Chronik, I. S. 204.

³⁾ Gramer, Chronik der Stadt Beuthen, 85—89.

in Anspruch zu nehmen. Ihrem Inhalt nach verrät sie in manchen Punkten Bekanntschaft mit der kursächsischen und der württembergischen Schulordnung von 1528 bezw. 1559.

Im Eingange wird darauf hingewiesen, wie kein Zweifel bestehen könne, daß ohne gottesfürchtige, weise, gelehrte und erfahrene Männer das heilige Predigtamt, weltliche Obrigkeit und deren unterschiedliche Ämter, wie auch die Haushaltung in guter löblicher Ordnung nicht erhalten werden können. Solche Männer könnten aber nur aus Schulen herkommen, „in welchen Ingenia der lieben Jugend mit sonderlichem fleiß durch getreue praeceptores informiert und abgerichtet und von Gott, dem Allmächtigen, mit Geschicklichkeit, Lust und Liebe zum Studieren begabt werden, daß sie zu seiner Zeit der Kirche Gottes nützlich dienen und zu den Regimenten fruchtbarlich gebraucht werden mögen“. In diesen schlimmen Zeiten seien die guten Künste und Sprachen in großes Abnehmen gekommen, indes sei auch des reinen Wortes Gottes Verlust, Ketzerei und Barbarei zu fürchten. Daher solle man allgemein an die Einrichtung von Schulen gehen. „Damit aber solcher fleiß und treue fürsorge weltlicher Obrigkeit nicht ohne Frucht abgehe, sondern die Schularbeit ihren glücklichen und schleunigen Fortgang habe und in kurzer Zeit seine Ingenia durch Gottes Gnade erzoget und aller Notdurft nach zum gemeinen Nutzen zubereitet werden mögen, so muß nicht ein jeder neue Schulmeister eine neue, nur nach seinem Kopf gefällige Ordnung mit großem Verhindernis, Nachteil und Schaden der lieben Jugend anrichten; . . . es muß bei gemeinen Schulen sowohl der Präceptor . . . von weltlicher Obrigkeit an . . . eine beständige und nach Form und Weise fürnehmer Partikularschulen und Universitäten, dahin junge Knaben verschickt werden sollen, angestellte wichtige Ordnung aller Lektionen und Übungen angebunden werden, daß die Jugend in der Lehrung ohne Verhindernis von einem Grad zum andern fortschreiten könne und nicht an einem Ort abthun und vergessen dürfe, was sie an andern mit großer Mühe begriffen und gelernt hat.“

Der folgende Teil handelt dann von den Klassen und Lektionen im allgemeinen. Nach ihrem Alter und den Fähigkeiten sollen die Schüler in vier Klassen oder Haufen geteilt werden, deren jede von einem Präceptor geleitet werden soll. Zur Förderung des Unterrichts und der Disciplin soll die Klasse in Dekurien geteilt werden, an deren Spitze ein decurio und ein nomenclator stehen sollen. Der decurio hat die ihm zugeteilten Knaben zu überhören, der nomenclator Acht zu geben auf ihre „mores und Sitten im Leben und Wandel“.

Darauf geht die Ordnung zu den einzelnen Klassen selbst über. Der Lehrer der ersten, d. h. der untersten Klasse soll Katechet heißen. Als seine

Aufgabe wird bezeichnet, dahin zu arbeiten, daß die Knaben lesen, Buchstaben machen und den Katechismus lernen. Der Unterricht in diesen Fächern soll am Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag früh von 7—10 Uhr und mittags von 12—5 Uhr dauern. In der ersten Stunde wird der Katechismus vorgenommen, und zwar soll der Lehrer ihn deutsch vorsprechen und dadurch einprägen. Die zweite Stunde soll er „die Knaben, so Buchstaben kennen und zusammenlegen lernen, unterweisen; die dritte Stunde die Knaben, so lesen lernen, verhören“. Vom Nachmittag soll die erste Stunde dem Schreiben an der Tafel gewidmet sein, die beiden anderen dem Überhören und der Durchnahme dessen, was weiter aufgegeben wird.

Am Mittwoch und Sonnabend fällt der Nachmittagsunterricht aus, Sonnabends soll ferner in der Katechismusstunde das Wochenpensum wiederholt werden.

Der Präceptor hat endlich darauf zu achten, daß die Schüler an allen Sonn- und feiertagen in die Kirche gehen, ebenso zur Vesper an Sonnabenden. Nach der sonntäglichen Predigt soll er die Schüler fragen, was sie von der Predigt behalten haben.

Am Schluß dieses Abschnittes findet sich noch die Bestimmung, daß an jedem Werktag der Präceptor den Schülern 2 lateinische Wörter zum Lernen und Einschreiben in ein Buch aufzugeben hat.

In die zweite Klasse sollen diejenigen Schüler kommen, die fertig lesen und ziemlich schreiben können und den Text des deutschen Katechismus auswendig wissen. Der Lehrer soll den Titel *bacalaureus* führen. Das Pensum dieser Klasse besteht in fertigem lateinischen und deutschen Lesen und Schreiben, der Erlernung des lateinischen Katechismus und Aneignung der lateinischen Formenlehre. Die Stundenzahl ist dieselbe wie in der vorausgehenden Klasse. Die erste Stunde ist wieder dem Katechismus, aber dem lateinischen, die beiden folgenden sind der Grammatik gewidmet. Als Lehrbuch dient der Donat.¹⁾ Doch soll auch das lateinische Evangelium „exponiert“ werden. Nachmittags hat der Lehrer zunächst Lesen und Schreiben zu üben, dann in den letzten zwei Stunden den Knaben *dicta veterum sapientium* oder *disticha Catonis*²⁾ und kurze Fabeln Äsops zu „exponieren und von den Knaben zu erfordern“. Zu Hause sollen die Schüler dies *per accidentia partium orationis* sich zurecht legen.

Hiermit sind leider die Bruchstücke zu Ende.

¹⁾ Aelius Donatus, lateinischer Grammatiker aus der Mitte des 4. Jahrh., dessen *ars minor* während des ganzen Mittelalters Schulbuch war.

²⁾ Diese kurzen Weisheitsregeln waren gleichfalls ein weit verbreitetes Schulbuch; der Name *Catos* deutet nur auf ihren Inhalt, nicht auf den Verfasser.

Freiherr von Heinitz und Graf von Reden, die Begründer des oberschlesischen Bergbaues und der Montanindustrie.

Don

P. Kytzia, Roßberg-Beuthen O.S.

Der 15. Mai d. J. war für unseren Industriebezirk ein denkwürdiger Erinnerungstag, nämlich der 100 jährige Todestag des um die Erschließung des oberschlesischen Bergbaues hochverdienten Staatsministers, Freiherrn von Heinitz, nach dem die in Roßberg belegene Heinitzgrube, den von Giesche'schen Erben gehörig, benannt ist. Freiherr von Heinitz wurde am 14. Mai 1724 in Droeschkau in Sachsen geboren und stand erst in braunschweigischen und dann in sächsischen Diensten. Seine Verdienste sind an seinem Gedenktage in verschiedenen Tageszeitungen in hervorragender Weise gewürdigt worden. Mit dem Namen Heinitz ist aber der Name jenes Mannes unzertrennlich verknüpft, dessen Andenken durch ein ehernes Standbild im Bergknappengewande auf der Anhöhe in Königshütte, dem Redenberge, der Nachwelt lebendig erhalten wird, des Grafen von Reden. Ohne die Verdienste des Freiherrn von Heinitz schmälern zu wollen, müssen wir hervorheben, daß Graf von Reden, obwohl er ursprünglich nur dessen Werkzeug gewesen, dennoch auf dem Gebiete des schlesischen Bergbaues als der eigentliche Pfadfinder und Reformator zu betrachten ist. Dem Freiherrn von Heinitz, dem König Friedrich II. im Jahre 1777 das für die Verwaltung des gesamten Berg- und Hüttenwesens geschaffene besondere Ministerium übertragen hat, gebührt aber das Verdienst, daß er den Mineralreichtum Oberschlesiens als mächtiges Nationalvermögen erkannt und auch einen umfangreichen Plan zur Gewinnung desselben dem Könige vorgelegt hat. Sein Verdienst war es sodann, daß er Friedrich den Großen zu bewegen verstanden hat, den erst 27 Jahre alten Freiherrn von Reden zum Oberberggrat mit dem Titel eines Kammerherrn zu ernennen und als Direktor an die Spitze des gesamten Berg- und Hüttenwesens in Schlesien zu stellen. Friedrich Wilhelm Freiherr von Reden wurde in dem damaligen Kurfürstentum Hannover zu Hameln am 23. März 1752 geboren. Er hatte sich schon als Jüngling dem Berg- und Hüttenfache gewidmet, zu dem er durch seinen Oheim, der hannoverscher Berggrat war, einen mächtigen Ansporn erhielt. Er studierte auf der Universität zu Göttingen und bereifte sodann die Berg- und Hüttenwerke Deutschlands, Englands und Schottlands, wodurch er sich eine reiche Erfahrung und viele Kenntnisse erwarb. In England lernte er auch die neu- aufgekommenen Dampfmaschinen, sowie die Gewinnung des Eisens mit Zuhilfenahme der Steinkohle kennen. Dort kam er auch zu der Überzeugung,

daß eine Gewerthätigkeit nur in dem Bezirke entstehen könne, wo ein billiges Brennmaterial, die Steinkohle, in reichem Maße vorhanden ist. Er trat im Jahre 1779 seine schwierige Stellung an und begann, nachdem 1783 der König 260 000 Thaler zur Verbesserung des Bergbaues bewilligt hatte, mit Eifer seine reformatorische Thätigkeit. In erster Reihe wurde der bei Tarnowitz ehemals in Blüte stehende Bergbau auf Bleierz aufs neue gefördert und ein Jahr darauf die Friedrichsgrube eröffnet. Zur Bekämpfung der Wassermengen machte er auf die in England erfundenen Dampf- oder Feuermaschinen — wie man damals sagte — aufmerksam. Der König bewilligte für 2 derartige Maschinen die Mittel. Reden reiste mit dem späteren Neubegründer des erschütterten preussischen Staates, Freiherrn von Stein, nach England, um die Anwendung derselben und die Bearbeitung des Erzes zu studieren. Der König erlebte die Aufstellung der Maschinen nicht mehr. Eine derselben wurde nach Sachsen und die andere nach der Friedrichsgrube bestimmt. Im Jahre 1789 ist auch die Friedrichshütte mit ihren silberhaltigen Erzen angelegt worden. — Das Hauptstreben Redens war darauf gerichtet, den Kohlenbergbau in Oberschlesien zu erschließen. Damals wurden die zwei größten Kohlengruben Oberschlesiens, die Königin Luisegrube bei Jabrze und die Königsgrube bei Chorzow, auf Staatskosten in Betrieb gesetzt. Um die reichlich gewonnenen Kohlen an die Oder zu bringen, wurde auf Redens Anregung der Klodnitz-Kanal gebaut. Gegen das Heizen mit Kohle bestand aber in Oberschlesien ein großes Vorurteil, das mit Rücksicht auf die mächtigen Holzvorräte nicht leicht zu besiegen war. Nachdem die Kohlenproduktion im besten Gange war, suchte Reden nach den in England gemachten Erfahrungen die Eisengewinnung zu verbessern. In der Königl. Hütte in Malapane wurden die ersten Versuche gemacht, die aber nicht glückten. Ohne sich jedoch entmutigen zu lassen, wurde im Jahre 1796 in Glewitz der erste Koksofen in Betrieb gesetzt. Bei dem Hochofen wurde bald darauf eine Eisenhütte errichtet. Eine zweite folgte in Königshütte, sowie die Anlegung von mehreren Hochöfen, die Redenöfen genannt wurden. Ebenso wie das Eisenerz wurde damals auch der Galmei mit Holz geschmolzen. Reden glückte es endlich, auch dieses Erz durch Koks zu verarbeiten; die erste derartige Anlage wurde in Scharley errichtet. Reden war unermüdllich thätig und reiste von Ort zu Ort, um die Gruben und Hütten zu besichtigen. Bei allen seinen industriellen Schöpfungen ließ er gesunde Wohnungen anlegen und war fortwährend bemüht, deutsche Arbeiter heranzuziehen. — Mit Rücksicht auf Redens hervorragende Thätigkeit wurde ihm auch die reichste Anerkennung zu teil. Nachdem er bereits von Friedrich Wilhelm II. in den Grafenstand erhoben worden war, wurde er 1790 zum Berghauptmann, 1802 zum Ober-Berghauptmann

und im Jahre 1804, als Nachfolger des Freiherrn von Heinitz, zum Staatsminister ernannt. Nach dem unglücklichen Frieden zu Tilsit erhielt er seine Entlassung. Er zog sich auf sein Gut Buchwald im Riesengebirge zurück, wo er am 3. Juli 1815 starb. Das Andenken dieses hochverdienten Mannes wird durch das in Königshütte errichtete Denkmal dauernd geehrt, welches im Jahre 1855 in Gegenwart des Königs Friedrich Wilhelm IV. feierlich eingeweiht worden ist. Dasselbe erhebt sich auf der nach ihm benannten Anhöhe, dem Redensberge, der mit seinen schattigen Anlagen gegenwärtig ein beliebter Ausflugsort ist. Das imposante Standbild, das seinen Blick nach Redens Schöpfung, der großartigen Anlage der ehemals Königl. Hütte und der Königsgrube richtet, trägt am Sockel folgende Inschrift:

„Graf Friedrich Wilhelm von Reden,
geb. den 23. März 1752, gest. den 3. Juli 1815.“

Auf der Rückseite des Sockels ist die Bedeutung dieses Mannes kurz ausgedrückt mit den Worten:

„Dem Begründer des schlesischen Bergbaues
die dankbaren Gruben- und Hütten-Gewerke und Knappschaften Schlesiens.“

Ein Beitrag zur Frage der Kulturaufgaben in Oberschlesien.

Von

Dr. med. Karl Wittner, Jawodzie-Kattowitz.

Im Anfange dieses Jahres erschien im „Zeitgeist (Berliner Tageblatt)“ ein Aufsatz, der über die deutschen Kulturaufgaben in Oberschlesien handelte. Zu demselben Zeitpunkte standen die Polen- und Germanisierungs-Debatten im Reichstage auf der Tagesordnung, und es war daher sicherlich eine dankenswerte Aufgabe, über das interessanteste der in Frage kommenden Länder, über Oberschlesien, aufklärende Worte über die bestehenden und bescheidene Wünsche über die zukünftigen Verhältnisse einem größeren Leserkreise zu unterbreiten.

Die beste Fortsetzung jenes Aufsatzes und die beginnende Verwirklichung der angeregten Wünsche stellt wohl diese Zeitschrift dar mit ihren ausschließlich den besten Interessen Oberschlesiens gewidmeten Zwecken. Die Dinge liegen nämlich zur Zeit vielfach so, daß man die Oberschlesier selbst als die Zunächstbeteiligten auf anziehende Eigentümlichkeiten und besondere Vorzüge ihrer engeren Heimat erst aufmerksam machen muß. Denn es ist eine unbestrittene Thatsache, daß Fremde, namentlich aber Hinzugezogene, die

Oberschlesien zu längerem Aufenthalt erwählt haben, von dem regen Verkehr, den geistigen Bestrebungen und dem bewegten gesellschaftlichen Leben aufs angenehmste überrascht sind und diese Vorzüge als Äquivalent für die landschaftlichen Übelstände sich gern gefallen lassen: sie sind glücklicherweise oft dankbar genug, dieser Thatsache auch bei ihren Angehörigen und Freunden im Reiche Eingang und Geltung zu verschaffen, um auch anderen das schaurige Gruseln vor Oberschlesien zu benehmen.

Um so mehr aber muß es die Aufgabe der Oberschlesier selbst sein, diese Vorzüge zu erweitern und vor allem das äußere Bild ihres Landes den vorher erwähnten inneren Vorzügen gleichzumachen. Es läßt sich nicht verschweigen, daß für Forderungen der Hygiene und der öffentlichen Schönheitspflege hier noch ein gewaltiges Feld vorhanden ist, dessen Urbarmachung gar sehr an der Zeit ist. Um es kurz heraus zu sagen: es bedarf die öffentliche Sauberkeit einer durchgreifenden Vervollkommnung, eine Sauberkeit, die sich bei Häuser- und Wegebauten, bei der Anlage von Straßen und öffentlichen Plätzen, ferner in der Erweckung eines gesunden Natursinns, in der Anlage von Baum- und Garten-Pflanzungen oder in verständnisvoller Schonung der schon vorhandenen Pflanzungen zeigen muß. Denn es ist nicht zu verkennen, daß in der Sauberkeit und musterhaften Beschaffenheit der umgebenden Außenwelt ein großes erzieherisches Moment für die einheimische Arbeiterbevölkerung liegt und hierdurch eine straffe Grundlage geschaffen wird, auf der allmählich auch die anderen Kulturaufgaben sicher emporblühen können.

Das Auge eines Naturfreundes oder eines an die besseren Zustände des Westens gewöhnten Menschen ruht nicht gerade mit Wohlgefallen auf einer Gegend, die mit ihren rußigen Schloten, mit den traurigen, zu Bruche gegangenen Feldern und unschönen Halden jede Regung landschaftlicher Schönheit erstickt und begräbt. Daran ist aber nun einmal nichts zu ändern — dagegen sehr, sehr Vieles da, wo das Gelände für Ansiedlungen und Bauzwecke noch vorhanden ist. Die größeren Städte des Hüttenreviers — und für diesen Bezirk gelten hauptsächlich diese Erörterungen — haben bereits vielfach Anläufe genommen, durch Anlage öffentlicher Plätze, Kinderspielplätze und durch zielbewußte geschmackvolle Ausgestaltung der Häuser und Straßenreihen das Städtebild schöner zu gestalten. Leider erstreckt sich diese erspriessliche Thätigkeit noch lange nicht ausgiebig genug auf die benachbarten Landgemeinden, die doch in sehr großer Zahl und mit stattlicher Bevölkerungsziffer den Distrikt erfüllen. Hier herrscht noch die Landgemeinde-Ordnung, die wie das allzuknappe Kinderwams für einen kräftig aufschießenden Burschen an allen Ecken und Enden unzureichend ist und den schon bestehenden Mißständen immer weiter einen ganz unzeit-

mäßigen Vorschub leistet. Hier in erster Reihe müßte die klare Erkenntnis aufgehen, daß für alle Gebäudeanlagen ein einheitlicher, mehr städtischer Charakter gewahrt wird, der den Gegensatz zwischen Stadt und Land bei der fortschreitenden Entwicklung Oberschlesiens nicht länger in trostloser Schärfe und unnatürlicher Manier aufrecht erhält. In den Bebauungsplänen, soweit sie schon für die größeren Orte ausgearbeitet sind, müßten Spielplätze und Gärtchen (womöglich auch Schulgärten als botanische Gärten im bescheidensten Maßstabe) vorgesehen werden, ordentliche Bürgersteige durchgehends angelegt, die Straßen überall besser imstand gehalten und namentlich im Sommer durch ausgiebige Sprengungen die unglaublich großen Staubmassen, deren Kohlen-, Schwefel- und Zinkgehalt weder Menschen noch Pflanzen zuträglich ist, bekämpft werden. In einzelnen Landgemeinden ist hierin schon von Amts wegen viel Hervorragendes geleistet worden (außerdem auch privatim durch die Gewerkschaften), und gerade dadurch der Beweis für die Möglichkeit der Ausführung erbracht worden. Gewiß verschlingen alle diese Einrichtungen bei dem bedeutenden Grund- und Bodenzins oberschlesischer Verhältnisse sehr viel Geld und erhöhen den an sich schon hohen Steuersatz der durch Schullasten und Armenpflege arg in Mitleidenschaft gezogenen Gemeinden — aber hierbei wäre eine staatliche Beihilfe am besten angebracht und käme allen Kulturforderungen kräftigst zu statten. Gerade durch eine Verbesserung des äußeren Gemarkungsbildes könnte man die aus günstiger gestellten Gebieten zugezogenen Feinarbeiter, die erfahrungsgemäß in den industriellen Neuanlagen Oberschlesiens sehr schwer zu haben sind, viel besser halten, und diese Elemente ihrerseits könnten auch der neuen Heimat Färbungen ihrer willkommenen Eigenart verleihen. Um nur ein Beispiel für die Wahrheit dieser Ausführungen anzugeben, sei folgendes erwähnt: Unsere Hausfrauen äußern sich oftmals in abfälligen Worten darüber, in wie wenig ansprechender Art vielfach die Fleischerläden Oberschlesiens eingerichtet sind und wie in geradezu abstoßender Weise auf den offenen fleischerwagen die Tierkadaver, notdürftig mit einem Tuche bedeckt, durch die Staubwolken der Straßen ihrem Bestimmungsort zugeführt werden. In den breiten Schichten der eingeborenen Bevölkerung wird auf diese Dinge sicherlich nicht so viel Wert gelegt, und doch wären solche Mängel, wie sie eben thatsächlich bestehen, bei — sozusagen höheren officiellen Sauberkeitsansprüchen und -forderungen — in der Folge nicht mehr möglich.

In diesen Zeilen sollen die erwähnten Punkte nicht bis in die feinsten Einzelheiten klar gelegt werden: dazu bedarf es vielfach rein fachmännischer Beteiligung in Fragen sanitärer, technischer und wirtschaftlicher Art. Es soll auch durchaus nicht in unbilliger Weise genörgelt werden,

sondern es handelt sich nur um einen Hinweis zu positiver und sicher segensbringender Arbeit. Die jetzige Generation hat es viel leichter, die Verhältnisse, deren gewaltigen Aufschwung noch vor wenig Jahrzehnten niemand vorausahnen konnte, zu beurteilen: wir gehen voraussichtlich in Oberschlesien einer ständigen, guten Weiterentwicklung entgegen. Denn „überall regt sich Bildung und Streben!“

Aber schon jetzt soll für die Zukunft vorgebaut werden. Was früher verfehlt wurde, was fest, wenn auch nicht wohlgefügt ist, daran wird sich schwerlich rütteln lassen — jetzt aber soll von langer Hand das Beste als Endziel gelten. Denn

Fruchtbar ist der kleinste Kreis,
Wenn man ihn wohl zu pflegen weiß.

Oberschlesiens Montanindustrie im Jahre 1901.

Auf Grund der vom Oberschlesischen Berg- und Hüttenmännischen Verein herausgegebenen
Statistik dargestellt von Sirius.

Die obereschlesische Montanindustrie kann sich seit einer langen Reihe von Jahren einer Statistik rühmen, wie sie in gleicher Detaillierung nur noch die Mineralindustrie der Vereinigten Staaten in den Veröffentlichungen des Department of Labor besitzt. Es ist das die „Statistik der Oberschlesischen Berg- und Hüttenwerke“ (herausgegeben vom Oberschlesischen Berg- und Hüttenmännischen Verein, zusammengestellt und bearbeitet von dem Geschäftsführer des Vereins, Dr. H. Volk), von der kürzlich die Ausgabe für das Jahr 1901 erschienen ist. Den Zielen unserer Zeitschrift entsprechend und dem verfügbaren Raume Rechnung tragend, soll hier von der Montanindustrie Oberschlesiens im Jahre 1901 ein Bild entworfen werden, wie es auf Grund der durch die erwähnte Statistik gelieferten Daten geschehen kann.

In der „gesamten Montanindustrie“ Oberschlesiens waren im verfloßenen Jahre 158 037 Arbeiter beschäftigt, das sind 6610 oder rund 5% mehr als im Jahre 1900. Die Zunahme ist etwas geringer als in den beiden vorangegangenen Jahren, aber in Anbetracht des allgemeinen Darniederliegens der Industrie immerhin bemerkenswert. Sie entfällt hauptsächlich auf den Steinkohlenbergbau und zu einem kleinen Teile auf die Zinkhüttenindustrie, während die meisten übrigen Industriezweige in dem Berichtsjahre weniger Arbeiter beschäftigt haben als im Vorjahre.

Von der oben genannten Gesamtzahl der Arbeiter entfallen 121 339 auf die männlichen Arbeiter über 16 Jahre, 4890 auf die jugendlichen männlichen Arbeiter und 11 808 aufs weibliche Geschlecht. In den fünf Jahren von 1900 bis 1896 zurück betrug die Zahl der jugendlichen Arbeiter bezw. 4549, 3691, 2942, 2572 und 2048, die der Arbeiterinnen bezw. 11 961, 11 670, 11 149, 11 089 und 11 445. Hierzu möchten wir folgendes bemerken: Die Zahl der jugendlichen Arbeiter ist ungefähr im Verhältnis der Gesamt-Arbeitermenge, die der weiblichen Arbeiter erheblich weniger gestiegen. Daß die infolge der Arbeiterschutz-Gesetzgebung sehr erschwerte Beschäftigung der im Alter von 14—16 Jahren stehenden jungen Burschen gerade kein Segen für unseren Industriebezirk ist, hat bereits Herr Bürgermeister Schneider in dieser Zeitschrift durchaus zutreffend ausgeführt. Von manchen Sozialpolitikern wird auch die Beschäftigung von weiblichen Arbeitern gern als ein besonders dunkler Fleck im wirtschaftlichen Leben Oberschlesiens bezeichnet. Die Gelehrten, die hierüber die Nase rümpfen, tragen vielleicht kein Bedenken, ihre eigenen Töchter Gymnasial- und Universitäts-Studien treiben zu lassen, die mit ihrer Stubenhockerei sicher nicht gesünder sind, als die zumeist in freier Luft sich abspielende muskelstärkende Beschäftigung unserer Arbeiterinnen. Daß ferner der Buchhalter oder Beamte seine Tochter als Buchhalterin, Kassiererin, Stenographistin u. dgl. ausbilden und täglich 10—12 Stunden in dumpfigen Eäden und stauberfüllten Comptoiren sitzen läßt, daß kleine Beamte und Gewerbetreibende ihre Töchter in den Schneiderstuben den ganzen Tag und oft die halbe Nacht gebückt sitzen lassen, das alles ist in der Ordnung oder wird doch wenigstens nicht verübelt — der Arbeiter aber soll sich den Luxus gönnen und 2—3, vielleicht auch noch mehr kräftige Mädchen müßig im Hause herumlungern lassen, — denn seine einfache Wirtschaft erfordert so viel Kräfte nicht. Und wer da etwa glaubt, daß die Arbeiterinnen unserer Montanindustrie, wie dies in anderen Gewerben vielfach der Fall ist, zumeist verheiratete Frauen seien, der befindet sich in einem großen Irrtum. Für die Oberschlesierin aus dem Volke endet die aufs selbständige Verdienen gerichtete Arbeit fast stets mit der Verheiratung. Die weiblichen Arbeiter der Montanindustrie sind jüngere oder ältere ledige Personen, vielfach auch rüstige Witwen, die Zeit zum Verdienen haben und das Verdiente sehr wohl brauchen können. Es wäre auch falsch, wenn man annehmen wollte, daß die Arbeitgeber der geringeren Bezahlung wegen möglichst viel weibliche Arbeiter einzustellen trachteten: das Angebot ist in der Regel größer als die Nachfrage. Von den 11 808 weiblichen Arbeitern war ein großer Teil, nämlich 4116, auf den Steinkohlengruben mit Arbeiten über Tage beschäftigt; dann folgen die Zink- und Bleierzgruben mit 2639, der Zinkhüttenbetrieb mit 1544, die Eisenerzgruben mit 1141, die

Walzwerke mit 768, der Hochofenbetrieb mit 650, die Koksfabrikation mit 470.

Die insgesamt in's Verdienen gebrachte Lohnsumme belief sich im Jahre 1901 auf 125 151 569 Mk. Im Durchschnitt verdiente der männliche Arbeiter über 16 Jahre im Grubenbetriebe 1008,12 Mk., in der Eisen- und Stahlindustrie 931,21 Mk., in der Zink-, Blei- und Silberfabrikation 987,97 Mk., in der Koksfabrikation 987,60 Mk., in den Schwefelsäurefabriken 1107,59 Mk. und im Gesamt-Durchschnitt 988,91 Mk. Mit Ausnahme der Eisen- und Stahl-Industrie und der Schwefelsäurefabrikation, in denen der bezügliche Verdienst sank, erhob er sich trotz der Ungunst der Zeiten über den des Vorjahres. Daß in der Eisenindustrie ein Rückgang eintrat, kann nicht Wunder nehmen. Im Vorwort der von uns benutzten Statistik wird übrigens darauf hingewiesen, daß, wenn für die verschiedenen Industriezweige der Gesamtbetrag der Jahreslöhne erfragt und aus demselben mittels Division durch die Zahl der Arbeiter der Jahres-Durchschnittslohn des einzelnen Arbeiters ermittelt werde, dies nicht den Zweck habe, festzustellen, was tatsächlich der Durchschnittsarbeiter verdient habe, sondern daß dieses Verfahren lediglich die Möglichkeit schaffen solle, durch Vergleiche mit den Vorjahren festzustellen, um wie viel Mark und Prozent von Jahr zu Jahr der Arbeiter-Verdienst und damit die Leistung der Arbeitgeber im Durchschnitt sich ändern. Einen Rückschluß auf die tatsächlichen Jahresverdienste können allerdings die Durchschnittszahlen nicht geben; man bedenke nur, daß beispielsweise in der Eisen- und Stahlindustrie die Arbeiter über 16 Jahre mindestens 20 ganz verschiedene Kategorieen umfassen vom technisch geschulten Arbeiter auf verantwortungreichem Posten bis zum gewöhnlichen „ungelernten“ Tagearbeiter, der mit leichten Reinigungs- und dergl. Arbeiten beschäftigt wird, daß ferner neben den in der Vollkraft der Jahre stehenden, viel leistenden und viel verdienenden Leuten auch zahlreiche ältere und bereits halbinvalide Arbeiter beschäftigt werden, die den Durchschnitt der übrigen herabdrücken.

Der durchschnittliche Jahres-Verdienst der männlichen jugendlichen Arbeiter betrug im Grubenbetriebe 313,83 Mk., in der Eisen- und Stahl-Industrie 360,53 Mk., im Zink-, Silber- und Bleihüttenbetriebe 304,99 Mk., in der Koksfabrikation 427,91 Mk., in der Schwefelsäurefabrikation 355,81 Mk., im Gesamt-Durchschnitt 334,64 Mk. Bei dieser Kategorie ist gegen das Vorjahr ein Rückgang eingetreten in der Eisen- und Stahl-, sowie Zink- und Bleihütten-Industrie. Die übrigen Industrieen zeigen ein Anwachsen der Löhne der jugendlichen Arbeiter, das bei der Fabrikation von Schwefel- und schwefliger Säure den auffallend hohen Betrag von 103,24 Mk. oder mehr als 40 % erreicht. — Die weiblichen Arbeiter verdienten durchschnitt-

lich: im Bergbau 309,64 Mf. (gegen 298,7 im Jahre 1900), in der Eisen- und Stahl-Industrie 331,52 (343,52) Mf., im Zink- und Bleihüttenbetriebe 379,77 (382,68) Mf., in der Koksfabrikation 355,22 (364,76) Mf., in der Schwefelsäurefabrikation 389,55 (363,51) Mf., im Gesamt-Durchschnitt 324,80 (320,75) Mf.

Gehen wir nunmehr zu den verschiedenen Industrien im einzelnen über, so kommt vor allem der Steinkohlenbergbau, das Fundament der ober-schlesischen Montanindustrie, in Betracht. Die Statistik verzeichnet für das Berichtsjahr 64 Steinkohlengruben. Von diesen sind jedoch 2, Adolf Wilhelm und Paruschowitz, nur unproduktive Bohrbetriebe. Es kommen also eigentlich nur 62 Gruben in Betracht. Diese lieferten insgesamt 25 251 625 To., das sind 436 584 To. = 1,8 % mehr, als in 1900 gefördert wurden. Wie ein Blick auf die weiter zurück liegenden Jahre zeigt, kann man eine jährliche Förderzunahme von etwa 5 % als normales Wachstum bezeichnen. Dieses ist nun allerdings im vorigen Jahre bei weitem nicht erreicht worden, aber es will in Anbetracht der allgemeinen wirtschaftlichen Depression schon viel sagen, daß überhaupt noch eine Steigerung der Kohlen-Produktion zu verzeichnen ist. Von allen übrigen Bergbaubezirken hat nämlich nur noch das Saarrevier eine Steigerung aufzuweisen, die jedoch nur 0,80 % beträgt. Im Waldenburger Revier hat die Förderung um 1,2 %, in Westfalen um 1,96 %, in ganz Preußen um 0,78 % abgenommen. Daß Oberschlesien verhältnismäßig günstig abschneidet, beruht darauf, daß seine Kohle hauptsächlich dem sogenannten Hausbrand, d. h. vorzugsweise zum Kochen und Heizen der Zimmer dient, während die übrigen Kohlenreviere einen größeren Prozentsatz Industriekohle produzieren und daher von den Schwankungen in der Industrie stärker in Mitleiden-schaft gezogen werden. Der Absatz ist allerdings weniger als die Förderung gestiegen, nämlich nur um 0,8 %, und demgemäß schlossen die Gruben das Jahr 1901 mit erheblich höheren Beständen als im Vorjahre. Auffallend ist, daß der Erlös für die Tonne trotz des allgemeinen Niederganges noch um 0,973 Mf. = 13,0 % gesteigert werden konnte. Es wurde dies wohl dadurch möglich, daß noch große Abschlässe, welche in der Zeit der Kohlenknappheit zu hohen Preisen gethätigt worden waren, in die Zeit der nieder-gehenden Konjunktur hineinreichten. Was den Absatz ober-schlesischer Kohle im einzelnen betrifft, so seien nur zwei Punkte herausgegriffen. Der „kumulativ-Absatz“, welcher im Jahre 1900 gegen 1899 um 27,70 % zugenommen hatte, sank im Berichtsjahre um 21,23 %. Es ist dies die Verladung von der Grube direkt aufs Fuhrwerk zur Versorgung der umwohnenden Konsumenten. Das Anschwellen dieses Absatzes im Jahre 1900 war eine Folge des „wildem“ Kohlenhandels, dem sich in der „Kohlennoth“-Periode die

unberufensten Elemente widmeten. Wie man sieht, ist diese Art Handel sehr rasch wieder von der Bildfläche verschwunden, und nur in den Berichtsfällen tauchen gelegentlich noch unliebsame Erinnerungen daran auf. Der zweite Punkt ist der alte Konkurrenzkampf, den die oberschlesische Kohle an der Ostsee und in Berlin gegen die englische zu bestehen hat. In dem ersteren Gebiet hat sich unser Produkt im Berichtsjahre wacker gehalten, denn während die englische Kohleneinfuhr in den Ostseehäfen um 4,1 % zurückging, nahmen die oberschlesischen Zufuhren um 2,8 % zu. Absolut will das allerdings nicht viel besagen, denn die englische Einfuhr war in 1900 um 337 323 To. gestiegen und hat in 1901 nur um 76 084 To. abgenommen, während die 1901er Zunahme des Konsums oberschlesischer Kohle nicht mehr als 58 590 To. betrug. In Berlin, einem sehr wichtigen Absatzgebiet oberschlesischer Kohle, war diese weniger glücklich, denn während der Konsum englischer Kohle dort gegen das Jahr 1890 um 325 563 To. = 307,4 % (!) gestiegen ist, hat der Konsum oberschlesischer Kohlen in dem gleichen Zeitraum nur um 77 495 To. = 7,6 % zugenommen. Der prozentuale Anteil Oberschlesiens an der Deckung des Berliner Steinkohlenbedarfs, der in 1890 noch 72,58 % betrug, ist seitdem anhaltend gefallen und beläuft sich gegenwärtig nur noch auf 56,41 %. Dies rührt daher, daß Berlin-Charlottenburg sich immer noch einen großen Teil seines Gasbedarfs von englischen Unternehmern fabrizieren läßt und diese natürlich die Kohle ihrer Heimat bevorzugen. Zur Zimmerheizung werden in Berlin bekanntlich überwiegend Brikets benutzt, und so hat denn die oberschlesische Hausbrandkohle auch von der Bevölkerungs- und Wohnungs-Zunahme Berlins wenig profitiert. — Die Zahl der im Kohlenbergbau beschäftigten Arbeiter betrug 78 250, d. h. 15,1 % mehr als in 1900. Diese Thatsache widerlegt am besten die von industriefeindlicher Seite öfter ausgesprochene Behauptung, daß die Großindustrie bei rückläufiger Konjunktur ihre Arbeiter zum Teil ohne weiteres aufs Pflaster werfe. Aber nicht nur die Zahl der beschäftigten Kräfte ist erheblich mehr gestiegen als der Absatz der Gruben, auch die Löhne sind prozentual stärker in die Höhe gegangen: für den erwachsenen männlichen Arbeiter um 1,1 %, für den männlichen jugendlichen Arbeiter um 11,6 %, für den weiblichen Arbeiter um 3 %. Es entfielen im Durchschnitt auf 1 Arbeitskraft 283,8 Arbeitstage gegen 283,1 in 1900. Die auf den Arbeiterkopf entfallende durchschnittliche Förderleistung betrug 322,8 To. gegen 358,9 in 1900. Es wäre ungerecht, wenn man diesen Rückgang als einen Beweis geringeren Fleißes unserer Kohlenbergleute ansehen wollte. Zur Zeit der Kohlenknappheit wurde eben mit aller Kraft auf die Kohlen-gewinnung hingearbeitet und die sogenannte Vorrichtungsarbeit vernachlässigt. Im

verflossenen Jahre konnte und mußte man der letzteren, bei welcher weniger Kohle gewonnen wird, wieder mehr Aufmerksamkeit schenken. — Außer der menschlichen Kraft waren auf den ober-schlesischen Steinkohlengruben 1207 Dampfmaschinen mit 128 265 Pferdekräften und 2729 Grubenpferde thätig.

Im Anschluß an die vorstehende Skizzierung des ober-schlesischen Steinkohlenbergbaues möge es gestattet sein, einen Blick auf die gleiche Industrie in Russisch-Polen zu werfen. Bildet doch das polnische Kohlenbecken lediglich eine Fortsetzung des ober-schlesischen. Nach der vom Kongreß der Bergbautreibenden des Königreichs Polen im Warschauer „Przeglad Techniczny“ veröffentlichten Statistik waren im Jahre 1901 im Königreich Polen 41 Steinkohlengruben im Betriebe. Die Zahl der Dampfmaschinen betrug 275 mit 24 024 Pferdekräften, die Zahl der Grubenpferde 897. An Arbeitern waren im Jahres-Durchschnitt 16 587 beschäftigt, darunter 4245 eigentliche Bergleute, 7152 unter Tage beschäftigte Hilfsarbeiter, 4216 über Tage beschäftigte männliche, 976 über Tage beschäftigte weibliche Arbeiter. Die Jahres-Arbeitsleistung betrug auf den Kopf durchschnittlich 249,5 To. Zum vollen Betriebe der Gruben wären 19 060 Arbeiter erforderlich gewesen; es fehlten mithin 2473 = 14,9%. Die gesamte Lohnsumme betrug 5 792 595 Rubel, der durchschnittliche Schicht-Verdienst des eigentlichen Bergmannes 1,76 Rb., des Hilfsarbeiters unter Tage 1,02 Rb., des männlichen Arbeiters über Tage 1,05 Rb., des weiblichen Arbeiters 0,50 Rb., der Durchschnitts-Schichtlohn im ganzen 1,18 Rb. Es verunglückten im Laufe des Jahres von je 1000 Arbeitern 4,58 tödlich, 0,18 mit völliger, 11,88 mit teilweiser Arbeitsunfähigkeit. — Die Produktion betrug 4 156 453 To. Davon entfielen 50,95% auf die groben (Stück und Würfel I), 15,73% auf die mittleren (Würfel II und Nuß) und 33,32% auf die kleinen (Erbs, Gries, Klein, Staub) Sorten. Der Selbstverbrauch der Gruben betrug 447 236 To. = 11,23%, verkauft wurden 3 534 512 To. = 88,68%. Über die erzielten Erlöse werden leider keine Angaben gemacht. Die größte Produktion hatte die Sosnowicer Gesellschaft (3 Gruben), dann folgt die Grube des Grafen Renard, weiter die beiden Gruben der Warschauer Gesellschaft, die Grube der französisch-italienischen Gesellschaft, die Gewerkschaft Saturn, die Société anonyme von Czeladz und die Grube der österreichischen Länderbank. Die übrigen Gruben blieben unter 10 000 To. Förderung.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zum ober-schlesischen Bergbau zurück. Dem Kohlenbergbau reiht sich der Bedeutung nach der Zink- und Bleierzbergbau an. Die Statistik weist 43 einschlägige Gruben auf, welche insgesamt 522 305 To. Zinkerze, (194 348 To. Galmei und

327 955 To. Blende), 45 134 To. Bleierze, 24 328 To. Eisenerze und 5826 To. Schwefelkies lieferten. Der Gesamtwert der Produktion ist mit 16951997 Mk. angegeben, d. h. 10,4 % weniger als er 1900 betrug, obwohl die Produktion gestiegen ist. Die geringere Verwertung der Zinkerze beruht auf dem Rückgange in den Preisen für Rohzink, Zinkblech und sonstige Produkte der Zinkindustrie, und letzterer Rückgang ist hauptsächlich auf das allgemeine Darniederliegen der Bauthätigkeit zurückzuführen. Der Durchschnittswert der Tonne Galmei betrug 6,69 Mk. gegen 11,50 in 1899 und 11,70 in 1890, der Durchschnittswert der Tonne Zinkblende 35,69 Mk. gegen 58,47 in 1899 und 45,50 in 1890, der Durchschnittswert der Tonne Bleierze 82,46 Mk. gegen 109,48 Mk. in 1900 und 89,33 Mk. in 1890. — An Arbeitern waren im Zink- und Bleierzbergbau 10 755 beschäftigt, darunter 2639 weibliche. Der Jahres-Durchschnittslohn betrug für den erwachsenen männlichen Arbeiter 869,81 Mk., d. i. 6,9 % mehr als in 1900, für den jugendlichen männlichen Arbeiter 240,00 Mk. (4 % weniger), für den weiblichen Arbeiter 287,12 Mk. (4½ % mehr).

Der oberschlesische Eisenerzbergbau hat seinen Höhepunkt anscheinend bereits überschritten. Seit einer Reihe von Jahren steht die Produktion gewissermaßen still, und wenn man das Anwachsen des Bedarfs in Betracht zieht, so muß man sagen, daß in der Befriedigung desselben durch die eigene Erzgewinnung ein Rückgang eingetreten ist. Im Jahre 1901 betrug die Förderung 457 126 To. (gegen 469 379 i. J. 1896), der durchschnittliche Wert einer Tonne 6,85 Mk. (gegen 7,12 i. J. 1900). Die Zahl der in Eisenerzförderungen, meist Tagebauen, beschäftigten Arbeiter betrug 3021, worunter 1141 weibliche. Der durchschnittliche Jahreslohn des männlichen Arbeiters über 16 Jahre belief sich auf 730,16 Mk. (gegen 652,61 in 1900), der des männlichen jugendlichen Arbeiters auf 263,41 (236,04) Mk., der des weiblichen Arbeiters auf 290,57 (281,44) Mk.

In der Hüttenindustrie steht begreiflicherweise die Gewinnung und Verarbeitung des Eisens an der Spitze. Unsere Statistik umfaßt nur die Erzeugung des Roheisens, den Eisenguß und die Formgebung (Walzwerksbetriebe, Preßwerke u. dgl.). Die Eisen-Verfeinerungsbetriebe sind nur insoweit mit berücksichtigt, als sie in Verbindung mit den genannten Zweigen der Eisen-Darstellung und -Bearbeitung vorkommen, während die selbständig bestehenden Verfeinerungsbetriebe (Maschinen-, Werkzeug-, Kesselfabriken u. dgl.) nicht in den Rahmen der Statistik einbezogen sind. Insgesamt verzeichnet dieselbe 29 Eisenwerke. Von diesen gehören 15 Aktiengesellschaften, 2 sind im Besitz des Fiskus, 12 im Einzel-Privatbesitz. Von den großen Gesellschaften verfügt etwa die Hälfte über eigene Kohlen- und Erzgruben, die meisten betreiben Eisenerzeugung und Eisenverarbeitung. Diese Konzen-

tration, welche schon jetzt klar als die allgemeine Betriebsform der Zukunft erkannt werden kann, hilft den ober-schlesischen Eisenwerken, leichter über so schlimme Zeiten hinwegzukommen, wie das verflossene Jahr war und das laufende bis jetzt noch ist.

Betrachten wir zunächst die Roheisen-erzeugung. Dieser widmeten sich 11 Hochofenbetriebe mit zusammen 40 Hochöfen; es kennzeichnet die schlechte Situation der Industrie, daß von diesen 40 Hochöfen nur 30 im Betrieb waren. Die 4062 in diesem Betriebszweige beschäftigten Arbeiter verdienten zusammen 3683494 Mk., der erwachsene männliche Arbeiter durchschnittlich 1055,67 Mk. (gegen 985,75 in 1900), der männliche jugendliche Arbeiter 376,67 (414,86) Mk., der weibliche Arbeiter 321,65 (348,22) Mk. An Schmelzmaterialien wurden verbraucht 1042555 To. Erze, 3944 To. Bruch-eisen, 353465 To. Eisenschlacken, 412282 To. Kalksteine, 850360 To. Steinkohlen und Koks. In allen diesen Materialien liegt gegen 1900 eine erhebliche Verbrauchsverminderung vor. Dieselbe betrug bei den hochwertigen ausländischen Erzen (schwedische Magnete, österreichische Roteisensteine, ungarische Spateisensteine, spanische Schwefelkiese etc.) 19,5%. Die Summe der von außerhalb Oberschlesiens bezogenen Erze reicht mit 501920 To. beinahe an den Verbrauch ober-schlesischer Erze (540633 To.) heran. Die Notwendigkeit, einen so erheblichen Teil des Schmelzmaterials aus weiter ferne heranzuziehen, trägt hauptsächlich dazu bei, daß die Lage der ober-schlesischen Roheisenindustrie sich immer schwieriger gestaltet. Erzeugt wurden 341265 To. Puddelroheisen, 192702 To. Thomasroheisen, 62455 To. Gießereiroheisen, 40794 To. Bessemerroheisen, 4539 To. Spiegel-eisen, 191 To. Gußwaren erster Schmelzung, zusammen 641726 To. gegen 747165 To. in 1900, also über 100000 To. weniger. An Nebenprodukten wurden 643 To. silberhaltiges Blei, 5207 To. Zinkstaub, 24082 To. getemperte Schlacke und 807 To. Ofenbruch und Zinkschwamm gewonnen. Der Gesamtwert der Produktion betrug 38564397 Mk. gegen 40252412 Mk. im Vorjahre. Die Preise für Puddelroheisen, das Hauptmaterial, sanken im Laufe des Jahres von 67 auf 56 Mk. pro To., Gießereiroheisen ging von 74 auf 62 Mk. zurück, und selbst für Qualitätsware wichen die Preise von 90 bezw. 95 Mk. auf 60 bezw. 65 Mk. für die Tonne. Der Absatz im Inlande nahm gegen das Vorjahr um 15,9% ab. Nach Österreich, wohin im Jahre 1895 16059 To. abgesetzt wurden, konnten in 1901 nur 4455 To. verkauft werden, nachdem allerdings in den vorangegangenen Jahren der Eisenknappheit der Eisenerport dorthin noch weit geringer gewesen. Rußland ist seit langem ein schlechter Kunde für ober-schlesisches Roheisen gewesen; in 1901 nahm es 350 To. hiervon ab. — Von den vielen Holz-kohlenhochöfen, welche dereinst

in Oberschlesien flammten, sind nur noch drei übrig geblieben, der dem Prinzen zu Hohenlohe-Ingelfingen gehörige zu Bruschk, Kr. Lublinitz, und die zwei Wziesko'er Hochöfen des Rittergutsbesizers Gallinek in Krzyzanowitz, Kr. Rosenberg O.-S. Von diesen war nur ein Wziesko'er in halbes Jahr im Betriebe.

An Eisengießereien zählt unsere Statistik 26 auf. Dieselben beschäftigten 2951 Arbeiter (darunter 52 weibliche), welche zusammen 2 494 850 Mk. verdienten. Das Schmelzmaterial (Roheisen, Alteisen, Stahl) wurde zumeist aus Oberschlesien bezogen, dagegen mußte der Koks zum weitaus größten Teile aus dem Auslande, namentlich dem Mährisch-Osttrauer Revier, herbeigeschafft werden. Erzeugt wurden 54 110 To. Gußwaren und 24 265 To. Stahlguß. Die Produktion konnte bis auf 8501 To. abgesetzt werden. Sie sank in 1901 gegenüber 1900 der Menge nach um 10,4%, dem Werte nach um 17,9%. Während Stahlguß sich in mittlerer Geschäftslage bewegte, ging Eisenguß im Preise stark herunter, und für Gußröhren sanken die Erlöse bis weit unter die Selbstkosten.

Im Walzwerksbetriebe wird Schweiß- und Flußeisenfabrikation unterschieden; meistens finden sich beide Betriebszweige verbunden. Die Zahl der in Betracht kommenden Betriebe betrug 22. An Betriebskräften waren vorhanden 499 Dampfmaschinen mit 51 761 Pferdekraften und 4 Wasserkraften. Die Zahl der Arbeiter betrug 18 151 (gegen 19 540 in 1900), darunter 768 weibliche, die insgesamt verdiente Lohnsumme 15 402 138 (17 064 403 in 1900) Mk. Auf den erwachsenen männlichen Arbeiter entfällt ein Durchschnittslohn von 908,5 (950,4) Mk., auf den jugendlichen männlichen Arbeiter ein Lohn von 555,5 (569,6) Mk., auf den weiblichen Arbeiter ein Lohn von 540,8 (542,9) Mk. Es wurden produziert: an Halbfabrikaten 188 602 (226 516) To., an Fertigfabrikaten 501 807 (562 197) To. Die Gesamt-Abnahme betrug 12,5%. Besonders bedeutend war der Rückgang in der Herstellung von Eisenbahnmateriale (Schienen, Schwellen, Lasken, Bandagen, Achsen etc.); hier beträgt er 28,5%. An Grobblechen (für welchen Artikel ein allgemeiner Verband besteht) wurden 2,4% mehr, an Feinblechen (für welche ein Verband bisher vergeblich angestrebt wurde) 15,2% weniger erzeugt. Die Produktion von Flußeisen-Halbfabrikaten hat in 1901 ebenfalls abgenommen. Der Absatz in Fertigfabrikaten ging insgesamt um 9,5% zurück, der Geldwert der Produktion sank von 112 764 546 Mk. im Vorjahre auf 82 744 724 Mk. im Berichtsjahre, der Durchschnittswert pro Tonne von 142,97 auf 119,85 Mk. Der Verkaufspreis für die Tonne Walzeisen wich im inländischen Geschäft von 140 Mk. Grundpreis frei Verbrauchsstation auf 135—

150—125—120—117½ Mk. und hob sich erst gegen das Ende des Jahres wieder auf 122½ Mk. Die Beschäftigung der Werke war den größten Teil des Jahres hindurch eine unzulängliche. Die Deroute wäre noch größer gewesen, wenn nicht die Werke unseres Reviers (mit Ausnahme der Vereinigten Königs- und Laurahütte) in dem Verbande der ober-schlesischen Walzwerke geeinigt wären. Dadurch wurde, da auch zwischen dem Ver-bande und der Vereinigten Königs- und Laurahütte eine Art Kartell be-steht, die Konkurrenz unter einander vermieden, und das Revier konnte auf den Gebieten des Wettbewerbes mit West- und Süddeutschland sowie mit dem Auslande geschlossen auftreten. Ein weiteres günstiges Moment war die von Oberschlesien stets wahrgenommene Pflege des Exports. Es konnten in diesem für die Eisenindustrie so kritischen Jahre erheblich größere Mengen ober-schlesischer Produkte ins Ausland abgestoßen werden als bisher. So-gar bis nach Südamerika, Ostasien und Indien ist im Jahre 1901 — wahrscheinlich zum ersten Male — ober-schlesisches Walz-eisen gedrungen. — Im Blechgeschäft herrschten namentlich für Feibleche sehr ungünstige Ver-hältnisse, da die ausländischen Hauptabnehmer, Rußland und Rumänien, in-solge mißlicher finanzieller Verhältnisse fast gänzlich versagten. Kon-struktionswerkstätten und Brückenbauanstalten waren auch nur mäßig be-schäftigt; namentlich die ersteren haben sich in Deutschland in den letzten Jahren stark vermehrt und bereiten sich jetzt gegenseitig schwere Konkurrenz. Träger und anderes Baueisen litten unter dem allgemeinen Mangel an Baulust; die Preise gingen um etwa 20 Mk. für die Tonne zurück.

Für die Herstellung von Draht, Drahtstiften, Drahtwaren, Nä-geln, Ketten, Springfedern und Walzröhren werden in der Statistik 5 Betriebe berücksichtigt. Dieselben beschäftigten 3730 Arbeiter, darunter 114 weibliche. Produziert wurden 69 451 (in 1900: 66 169) To., abgesetzt, unter Zuhilfenahme der vorjährigen Bestände, 71 149 To. Man ersieht hieraus, daß diese Industriezweige verhältnismäßig günstig abschnitten. Es ist das in der Hauptsache ein Verdienst der für Walzdraht und Drahtstifte bestehenden Syndikate. Dieselben mußten zwar, der Konjunktur folgend, die Preise ebenfalls ermäßigen, erzielten aber, woran den Werken im Interesse der Arbeiter immer am meisten gelegen ist, wenigstens einen regelmäßigen Ab-satz und damit eine ziemlich gleichmäßige Beschäftigung der Arbeitsstätten. Schlimmer erging es den Rohrwerken, die außer von der eigenen Über-produktion auch noch vom Auslande — namentlich Amerika und Österreich — arg bedrängt wurden. Die Preise sanken für Siederöhren von 310 bis auf 210 Mk., für schwarze Röhren von 260 auf 205 Mk. Mit Recht weist die Statistik auf die Ungeheuerlichkeit hin, daß, während die deutschen Rohrwerke feierschichten einlegen mußten und dadurch die

Arbeiter einen erheblichen Ausfall an Löhnen erlitten, aus dem Auslande 15 000 To. Rohrfabrikate eingeführt wurden, das sind gegenüber einem Gesamt-Versand der vereinigten Rohrwerke nach dem Inlande — etwa 100 000 To. — 15 % dieses Absatzes! Hier sollte die Zollpolitik helfend eingreifen.

Die beiden in Oberschlesien noch im Betriebe befindlichen Frischhütten, Kreuzburger Hütte und Vossowska-Hütte, produzierten 158 To. Herdfrischeisen gegen 182 im Vorjahre.

Die Zinkhütten-Industrie lieferte im Jahre 1901 insgesamt Produkte im Werte von 49 602 277 Mk., und zwar wurden 107 967 To. Rohzink im Werte von 34 636 645 Mk., 55 272 To. Zinkbleche im Werte von 14 056 196 Mk., 13,14 To. Cadmium im Werte von 85 005 Mk., 1485 To. Blei im Werte von 355 614 Mk., 975 To. Zinkweiß im Werte von 411 403 Mk. und 393 To. Zinkasche (nebst anderen Nebenprodukten) im Werte von 59 416 Mk. hergestellt. Bei der Rohzinkfabrikation (24 Werke) waren 7991 (darunter 1525 weibliche) Arbeiter beschäftigt, welche zusammen 6 958 899 Mk. verdienten, der erwachsene männliche Arbeiter 1008,88 Mk. (gegen 1005,65 in 1900), der jugendliche männliche Arbeiter 290,19 (gegen 321,61) Mk., der weibliche Arbeiter 380,66 (gegen 385,49) Mk. — Zinkblech wurde in 5 Werken von 705 Arbeitern (darunter 15 weiblichen) hergestellt. Dieselben verdienten 563 407 Mk., im einzelnen durchschnittlich nach obiger Reihenfolge 950,20 (964,60), 369,80 (409,14), 317,54 (305,75) Mk. — Zinkweiß wurde nur in einer Fabrik zu Antonienhütte, welche 12 männliche und 6 weibliche Arbeiter beschäftigte, hergestellt. — Der Preis für Rohzink, welcher vor 5 Jahren noch rund 500 Mk. für die Tonne betrug, stellte sich im Berichtsjahre auf durchschnittlich 320 Mk., ohne daß er deshalb als geradezu schlecht bezeichnet werden kann. Die Grundpreise für Zinkbleche schwankten zwischen 460 und 410 Mk. für die Tonne. Der Absatz war durch die Einschränkung der Bauhätigkeit erschwert.

Die beiden oberschlesischen Blei- und Silberhütten, Kgl. Friedrichshütte und Walter Cronenhütte, beschäftigten 750 Arbeiter (darunter 8 weibliche), welche zusammen 570 491 Mk. verdienten. Die Produktion betrug 22 755 To. Blei, 8295 Kilogramm Silber und 2527 To. Glätte. Der Durchschnittswert für die Tonne Blei und Glätte stellt sich auf 253,17 Mk. (gegen 341,95 in 1900), für das Kilogramm Silber auf 81,70 (84,89) Mk. Der allergrößte Teil der auf den oberschlesischen Bleihütten verarbeiteten Bleierze wird bei dem Abbau der Zinkerzlagerstätten mit gewonnen; mit dem Steigen und Fallen des Bleigehaltes dieser Lagerstätten schwankt auch

die Höhe der ober-schlesischen Bleiproduktion. Die Bleipreise sind im Berichtsjahre erheblich gefallen.

In der Koks- und Cindcrfabrikation verzeichnet die Statistik 14 Werke. Dieselben beschäftigten 3429 (in 1900: 3993) Arbeiter (darunter 490 weibliche), welche zusammen 2 978 657 Mk. (gegen 3 224 233 Mk. im Vorjahre) verdienen. Der Durchschnittsverdienst des erwachsenen männlichen Arbeiters hob sich von 909,02 Mk. in 1900 auf 987,60 Mk., der des jugendlichen Arbeiters von 418,90 auf 427,91 Mk., der des weiblichen sank von 364,76 auf 355,20 Mk. Produziert wurden 1 257 113 To. Koks und Cinder im Werte von 17 593 493 Mk. und 103 898 To. Nebenprodukte (schwefelsaures Ammoniak, Benzol, Theer, Pech ic.) im Werte von 4 093 035 Mk. Das Koks-geschäft lag im Berichtsjahre infolge des Einstellens einer Reihe von Hochöfen sehr darnieder. Dagegen konnten die Nebenprodukte, welche infolge der geringeren Koks-erzeugung knapper wurden, besser verwertet werden. Eine wesentliche Erleichterung wurde den Koks-werken dadurch zu teil, daß der Fiskus den Preis seiner hauptsächlich zur Koks-erzeugung dienenden Kohlen von 8 Mk. pro Tonne auf 6,50 bezw. 6 Mk. ermäßigte.

Als letzten Industriezweig behandelt unsere Statistik die Fabrikation von Schwefelsäure und schwefliger Säure. Erstere wurde in 5 Werken, letztere in einer Fabrik hergestellt. Die Schwefelsäurefabriken beschäftigten 768 (in 1900: 732) Arbeiter (darunter 90 weibliche), welche zusammen 755 909 Mk. verdienen gegen 711 041 in 1900. Hier erreichten die erwachsenen männlichen Arbeiter mit 1111,05 Mk. das höchste Durchschnittslohn in der Montan-industrie. Produziert zum Verkauf wurden 11 125 To. 50 grädige, 34 698 To. 60 grädige, 13 332 To. 66 grädige Säure im Gesamtwert von 1 294 508 Mk. (gegen 1 301 744 Mk. im Vorjahre). Schwefelsäure ist z. T. ein Zwangs-produkt. 80 % des ober-schlesischen Zinks werden jetzt aus Blende hergestellt; diese muß abgeröstet werden, und die dabei sich bildenden schwefligen Dämpfe dürfen laut Gesetz nicht mehr in die Luft entweichen, sondern müssen zu Schwefelsäure verarbeitet werden. Die Produktion steigt daher anhaltend, während der Absatz erschwert ist. Kein Wunder, daß die Schwefelsäure-industrie sich über schlechte Rentabilität beklagt. — An schwefliger Säure wurden mit 205 Arbeitern (darunter 28 weiblichen), welche zusammen 205 470 Mk. verdienen, 1090 To. (gegen 1306 im Vorjahre) produziert; der Geldwert derselben ist zu 43 602 (52 236) Mk. angegeben.

Den Schluß der lehrreichen Statistik bildet eine Zusammenstellung der beim Bergwerks- und Hüttenbetriebe im ober-schlesischen Montanbezirk in den Jahren 1898 bis 1901 vorgekommenen Verunglückungen. Danach kamen beim Steinkohlenbergbau von je 439,5 (in 1900: 457,9; in 1899:

441,4) Arbeitern 1 zu Tode, von je 92,5 (76,7; 73,6) verunglückte 1 mit Arbeitsunfähigkeit über 13 Wochen. In der gesamten Montan-Industrie kamen 632,6 Arbeiter auf 1 Todesfall, 108,5 auf 1 Verunglückung mit mehr als 13 wöchiger Arbeitsunfähigkeit. Für 1900 betragen die bezüglichen Ziffern 685,4 und 96,3; für 1899: 639,4 und 93,8, für 1898: 583,7 und 98,8. Gegen das letztere Jahr ist also im Berichtsjahre eine nicht unerhebliche Abnahme der schweren und tödlichen Verunglückungen zu konstatieren.

Im Armenhause.

Von

Karl Klings, Schöneberg-Berlin.

So lustig war der Weizenfranz seit langem nicht gewesen. Heiße, wie thaten die jungen Burschen heut ihre Schuldigkeit!

Schon im halben Nachmittage hatten die Mädchen ihre dünnen Kattunleibchen durchschwitz, und die runden Gesichter lachten und glühten wie die roten Blättchen der wilden Mohublumen, die in ihren Töpfen saßen und während des Tanzes gleich leichten Schmetterlingen lustig bis in die entferntesten Winkel des Saales flatterten, um sich dort ein Plätzlein zum Welken zu suchen. Das junge Volk war unerfättlich in seiner Tanzwut.

Allen voran mit dem besten Beispiel der Unermüdllichkeit ging die Weizenbraut, eine breitschultrige Kuhmagd, die auf ihrem fuchsroten Haar statt der Blumen eine weiße Krone aus reifen Weizenähren trug. Mit ihr mußte jeder, der am Tanze teilnehmen wollte, die ersten Schwenkungen auf den mit Seife eingeriebenen, spiegelglatten Dielen versuchen. Immer und immer wieder wurde sie vom Brautdiener ausgetanzt und neuen Tänzern zugeführt. Der Rücken ihres mattgelben Kleides war bereits naß zum Auswinden und in der Gegend der Lenden von unzähligen Fingerabdrücken fast schwarz. Aber sie scheute keinen Schweiß, griff herzlich zu und drehte sich am Arm ihres augenblicklichen Tänzers wie ein Kreisel, daß die steifgestärkten Röcke nur so rauschten und die in zinnoberrote Strümpfe gezwängten Waden mit ihren straffen Muskeln bei jeder Drehung einmal unter dem auffliegenden weißen Spitzenrocke hervorblickten.

Ein einzigesmal nur weigerte sie sich, dem präsentierten Tänzer die Hand zu reichen. Laut aufkreischend prallte sie zurück, flog mitten durch die tanzenden Paare hin zu ihrem bekränzten Sessel und hielt sich die Hände vor die Augen, — halb verschämt, halb beleidigt.

Der Brautdiener hatte sich einen Scherz erlaubt und sie zwei verwahrlosten Bettelungen zugeführt, die hinten am Schenksims kauerten und wie zwei Blödsinnige ins Tanzgewühl stierten. Sie hätten der strammen Kuhmagd

faum bis an die Hüften gereicht, so zwerghaft klein waren sie, und zudem trugen sie gar nicht einmal ein der Würde des Tages angemessenes Festgewand.

Das erlaubte ihre Garderobe nicht. Die vor vielen Jahren verstorbenen Eltern hatten ihnen nichts hinterlassen als einen alten Tisch, ein paar wacklige Stühle, ein Bündel Lumpen. So lange sie auf Gemeindefkosten im Hause des Vormundes verpflegt und gekleidet wurden, besaß wohl jeder einen Wochen- und einen Sonntagsanzug. Seitdem sie aber völlig sich selbst überlassen waren, verzichteten sie auf den lästigen Kleiderwechsel und hielten das jeweilige Gewand so lange auf dem Leibe, bis es in Fetzen herunterfiel und sie nötigte, irgend eine Vogelscheuche im Felde zu berauben oder durch Bettel Ersatz zu schaffen. Infolgedessen nahmen sie auch am Weizenkranze teil in der Verfassung, in der sie eben durchs Leben schritten: in kreuz und quer zerschlitzen Barchentjacken mit aufgekrempelten Ärmeln, rohleinenen, nicht eben allzusaubereren Schlotterhöslein, — — barhäuptig und barfuß. Gegen Schuh- und Mützenwerk hegten sie eine besonders unerbittliche Abneigung. Die langen, verfilzten Haare, die bis dicht an die Augen herabgewachsen waren, genügten ihnen nur im kältesten Winter nicht als einzige Kopfbedeckung, und zu dieser Zeit thaten sie sich auch um alte Stiefeln oder Schuhe um.

Als die Weizenbraut, die „rote Marie“, so entsetzt durch den Saal dahinstob, wußten die beiden Burschen gar nicht, daß sie es waren, vor denen sie die Flucht ergriff. Erst das Gelächter und die rings auf sie gerichteten Blicke der Umstehenden rüttelten sie aus ihrem stumpfen Brüten. Es kam ihnen zum Bewußtsein, daß die allgemeine Aufmerksamkeit ihnen galt. Ein verlegenes Lächeln froch über ihre Lippen, das die Mundwinkel bis an die Ohren zurückzog und die gesunden, weißen Zähne bloßlegte. Aber dann lachten sie herzlich mit, wenn sie auch nicht recht wußten weshalb. Denn den ganzen Nachmittag hatten sie in ihrem Winkel am Schenkstims gehockt, den lustigen Tanzweisen gelauscht, die heiße, tabakrauch- und staubschwere Luft eingeatmet, ohne daß sich jemand um sie gekümmert hätte. Sie konnten sich durch nichts hervorthun, weder als Prasser, noch als flotte Tänzer. Die Tanzkunst zu erlernen, hatten sie nie in ihrem Leben Gelegenheit gefunden, und die in den letzten Wochen mit großer Überwindung für den heutigen Tag zusammengesparten Bettelpennige waren verzehrt und die auf den Straßen und in Kehrichthaufen aufgelesenen Cigarrenstummel zu Asche geworden, noch ehe der halbe Nachmittag vertanzte war.

Darum empfanden sie es als eine wohlthuernde Entschädigung für die lange Nichtbeachtung, und es kitzelte ihren Stolz, daß jetzt mit einemmal sich mehr als hundert neugierige Augen auf sie richteten.

Unter diesen waren auch die ihres Vormundes, der mit den Handwerksmeistern der Gemeinde an einem Ecktischchen nebeneinander seinen Sonntagschoppen trank. Der jämmerliche Anblick seiner Schutzbefohlenen rührte ihn das Herz. Er gab heimlich dem Wirte einen Wink. Der füllte sofort zwei langhalsige Fläschlein mit dem Lieblingsgetränk der Burschen und reichete sie ihnen über das Sims herunter. Die Freigebigkeit des Vormundes reizte den Ehrgeiz seines Nachbarn, des ehrsamten Schuhmachermeisters, der es vor Jahren einmal versucht hatte, die beiden Taugenichtse für Leisten und Pech zu begeistern. Es ärgerte ihn noch jedesmal, wenn er irgendwo daran erinnert wurde, wie sein Knieriemen bei ihnen so gar nichts gefruchtet hatte. Nach vierzehntägiger Lehrzeit — bei Nacht und Nebel — waren sie damals verschwunden. Aber das vergaß er heut, er mußte es dem Vormunde gleichthun, und der Wirt füllte die Fläschlein zum zweitenmal.

Das war eine Freude für die armen Bettler!

Aber sie währte nicht lange. Kaum hatten sie die Fläschlein gierig in die Kehlen gestürzt, da fing der Trank schon an zu wirken.

Und als gar die Lichter angezündet wurden!

Was war das? Wo kam es her? Quoll es aus den Dielen, oder rieselte es von der Decke? Ein blauer, dicker Dunst brodelte durch den Saal, wie geisterhafte Wesen im Nebel glitten die Tänzer dahin. Die Wandlaternen wurden immer größer, groß wie der Mond, und blutrot hingen ihre Flammen in zitternder Höhe. Und ach, die Musik! Wo war nur der Kapellmeister! Die ersten Geigen liefen ja davon, die Klarinetten zankten und schimpften hinterdrein, die Bratsche mahnte zur Mäßigkeit, der Brummbaß fluchte und polterte in den Wirrwarr, aber seine Wut fand kein Gehör, das Piccolo machte sich nur lustig darüber — — —

Da schlugen Wassertropfen den Burschen ins Gesicht, und — der Zauber war gebrochen. Die Musik brach ab, der Nebel teilte sich, und die Paare liefen lachend auseinander. In der Mitte des Saales stand die dicke Gastwirtin, einen großen Besen in der Hand. Sie tauchte ihn in einen Wassereimer und spritzte ohne besondere Rücksicht auf ihre Gäste die Tropfen nach allen Seiten und kehrte dann die Dielen. — —

Die Musikanten begannen das nächste Stück. Ein rasender Galopp durchschmetterte den Saal. Der Fußboden dröhnte vom Stampfen der Tänzer. Da — — fing auch der alte Spuck schon wieder an, aber weit ärger noch als vorher. Alles, alles hob jetzt an zu tanzen, das ganze Haus, Tisch und Bank, Wand und Decke, alles drehte sich um die große „Saulé“ in der Mitte des Saales. Auch die Bank, auf der die Burschen hockten, flog mit dahin. Und sie war leider die schlimmste, die ausgelassenste von allen. Immer an der Spitze des Reigens stob sie dahin, die anderen sprangen hinterher,

aber sie wollte sich nicht überholen lassen, sie rastete, sie schoß, sie sauste — — —. Und die Burschen klammerten sich in wahrer Todesangst immer krampfhafter an die wacklige Lehne. Schweißtropfen groß wie Haselnüsse vergossen sie und verwünschten das tolle Karrussell, das nicht stillstehen wollte. Ach, — ihnen zum Trotz ging es immer schneller, schneller — —. Sie sahen nichts mehr, sie hörten nichts mehr, sie fühlten nur, daß sie im Kreise flogen. — — —

Plötzlich ein Ruck, und die Brüder — — — lagen wimmernd am Boden. — Und wieder richteten die Augen aller sich auf das seltsame Paar. Ein Kreis spottlustiger Lacher schloß sich um sie, die sich vergebens bemühten, wieder auf die Beine zu kommen. War der eine halb aufgerichtet, so riß ihn der andere wieder zu Boden. Das entfesselte jedesmal donnernde Lachsalven.

Endlich aber gelang es den Ärmsten doch, sich zu retten. Auf allen Vieren krochen sie weiter. Die Mädchen stoben freischend auseinander, die Burschen erreichten die Thür und entkamen ins Freie. —

Spät nach Mitternacht erst erwachten sie, von einem leisen Frösteln überlaufen, und starrten mit großen Augen um sich. Wo waren sie denn eigentlich? Träumten sie — —? Sie betasteten den Boden und fühlten feuchten Rasen unter den Fingern. Allmählich gewöhnte sich das Auge an das Halbdunkel der Sommernacht, und sie erkannten ihre Umgebung. Dem Wirtshause gegenüber lagen sie an einem Gartenzaune, der sich an der Dorfstraße entlang zog. Stöhnend richteten sie sich auf, um den Heimweg anzutreten. Aber der Rausch war noch nicht verschlafen, sie taumelten und schossen haltlos hinüber und herüber.

Das Gemeindehaus, in dem sie seit Jahren wohnten, lag am anderen Ende des Dorfes. Obwohl dieses nur wenige Nummern zählte, war es doch von beträchtlicher Ausdehnung, denn zwischen die Häuser schoben sich große Obstgärten und selbst breite Ackerstücke. Mit kurzem Rasen überzogen lief die Dorfstraße an den langen Gartenzäunen dahin, breit und eben wie ein Tisch. Aber den Burschen dünkte sie heut viel zu schmal und zudem übersät von Maulwurfshügeln, die tückisch oft erst dann aus dem Boden zu schießen schienen, wenn sie die Füße niedersetzen wollten. Dann suchten sie sich an den Lattenzäunen weiterzutasten, und wenn sie auch manchmal hartherzig zurückgestoßen wurden, so kamen sie doch ein gutes Stück vorwärts. — —

Als die Morgen Sonne neugierig durch die kleinen schmutzigrünen, in den Ecken mit Spinnweben verbrämten und vielfach zersprungenen Glasscheiben des Gemeindehauses schlich, sah sie in einem armseligen Stübchen die beiden Brüder noch in tiefem, aber unruhigem Schlafe. Sie lagen auf den Dielen, hatten die Füße ins Stroh des Lagers vergraben, die Beine dicht an den Körper gezogen und je einen Arm als Kissen unter

den Kopf geschoben. Ihre bartlosen Gesichter waren grau, die Lippen trocken und weit geöffnet. Manchmal zuckten sie plötzlich zusammen und warfen sich stöhnend auf die andre Seite.

Die kleine Stube enthielt nur den nöthigsten Hausrat. Die Wände waren völlig kahl bis auf die in einer Ecke angenagelten Haselzweige. Ein paar Kohlmeisen hüpfen darin herum, schwirrten aus den Zweigen an die fensterscheiben, hämmerten am Glase und ließen ihre Lockpfeifen erklingen, und wenn draußen im Busche, der dicht hinter dem Gemeindehause begann, die freien Brüder und Schwestern antworteten, schlugen sie freudig mit den Flügeln und lockten so laut, daß man glaubte, es müßte ihr kleines Herz zerspringen. Verklungen aber die Stimmen draußen immer leiser in der ferne, so kehrten sie traurig zurück ins blätterlose Gezweig.

Ein merkwürdiger Zimmerschmuck war ein in Dreiecksform gebogener Eisendraht, der an einem Haken neben dem Fenster hing, während quer über zwei etwas höher in die Wand eingeschlagenen Nägeln ein zierlich geschnitztes Weidenrohr lag. Das waren der Triangel und die Flöte, die den Burschen ihren Lebensunterhalt erwerben halfen. Mit diesen beiden ausgerüstet und dem Bettelsack auf der Schulter, zogen sie immer hinaus ins Land, wenn die Tasche leer und in der Schublade das Brot zu Ende war. Von Dorf zu Dorf pilgernd, spielten sie vor jeder Thür ihre Melodien, vor allem die eine: „Ich bin ein Fischersjunge“. Blies der eine die Flöte, sang der andere und schlug den Triangel dazu. Der Kapellmeister bestimmte das vorzutragende Lied und zählte den Takt vor. In der Ausübung dieses wichtigen Amtes lösten sie sich ab. Waren die Säcke gefüllt, so kehrten sie heim und lebten einen guten Tag, bis die Not sie wieder auf die Wanderschaft trieb. Nur im Herbst ließen sie die Kunst eine Zeitlang ruhen. Dann schnitzten sie Meisefasten und Sprengel und drehten Schlingen und zogen in den Busch, um neben Drosseln, Meisen und Kotkehlchen einzufangen. — —

Endlich nachmittags um die Vesperzeit erwachten die Langschläfer, vom Durst geweckt. Ignaz, der Ältere, schlug die Augen zuerst auf. O, die Sonne stand schon hoch! Und er versuchte, den Kopf zu heben. Aber das stach, es summt unter der Stirn und kribbelte, als wären tausend Ameisen darin. Er ließ den Kopf sinken und warf sich, Milderung suchend, auf die andere Seite. Da sah er, daß Jakob noch fest schlief. Darum beneidete er ihn, nahm einen dünnen Strohhalm und kitzelte ihn damit an der Nasenspitze. Jakob schlug mit der Hand ins Gesicht, wie man eine lästige Fliege verscheucht. Das machte dem andern Spaß, er vergaß darüber den Kopfschmerz ein wenig und trieb das Spiel so lange, bis der Bruder erwachte. Auch ihm war der Kopf schwer, die Zunge klebte ihm an den Lippen. Als er die Sonne sah, erschrak er fast.

„Naj, 's is wohl schon Tag?“

„Hm!“ grunzte dieser.

„Geh', hol' 'n Krug 'rüber! Ich hab' Durst.“

„Ach, geh' dir allein!“ antwortete Ignaz ärgerlich.

Aber keiner ging. Sie blieben nebeneinander liegen und starrten stumpfsinnig auf die Decke. Jakob aber hielt es doch nicht länger aus, er raffte sich auf und suchte den Krug. Glücklicherweise war noch eine Neige Wasser darin. Er that einen tiefen, gierigen Zug, verzog jedoch enttäuscht das Gesicht und spuckte den Trunk voll Abscheu auf die Dielen. Den Kopf in die Hände gedrückt, kauerte er sich dann nieder auf die Streu.

„'s is warm. Ach, der Kopf will mir zerspringen.“

„Mir auch, o — — — o — — —!“

Und sie winselten und wanden sich vor Schmerz auf dem Lager.

„Weißt du, was uns helfen könnt'?“

„Wa — — —? Kamillenthee?“

Jakob versuchte spöttisch zu lächeln.

„Hoffmannstropfen?“

„Schnaps, Schnaps, Schnaps!“ schrie Jakob ungeduldig.

Ignaz machte zu dieser Eröffnung erst ein erstauntes Gesicht, zog aber dann die Augenbrauen in die Höhe und nickte zustimmend. Wenn auch der Bruder um ein paar Jahre jünger war als er, so hielt er ihn doch für bedeutend klüger als sich selbst und gab ihm gern recht in allem, was er nicht verstand. Er setzte sich dann ebenfalls auf, und nun hockten sie beide auf dem Stroh und stierten grübelnd vor sich hin. Jakob schien am meisten zu leiden. Nach einer langen Pause knirschte er verzweifelt durch die Zähne:

„'n Schnaps muß sein, oder ich sterbe.“

„Der Kretschmer borgt uns nicht.“

Das war ja der Jammer. — In stummer Verzweiflung saßen sie auf neue Hilfe, lange, lange — — —.

Plötzlich öffneten sie beide gleichzeitig den Mund, Jakob nur zum Stöhnen, der dumme Ignaz aber hatte es gefunden.

„Der alte Hildebrand — — —“

Wie von einer Biene gestochen, fuhr Jakob in die Höhe, und auch der Bruder sprang auf die Füße.

„Der hat immer einen im Hause.“

„Unterm Kopfkissen.“

„Im Strohsack.“

Unwillkürlich waren sie an die Stubenthür getreten.

„Gutwillig giebt er nichts.“

„Er muß, ich sterbe sonst.“

Inzwischen war Ignaz von der lechzenden Gier seines Bruders angesteckt worden. Auch er war nun fest überzeugt, daß ein Schluck Schnaps seine Schmerzen lindern, und daß er ohne diesen auf der Stelle sterben müßte. Darum gab er dem Bruder an Entschlossenheit nichts nach.

„Gehts nicht in Gutem — — — Wir zwingen ihn — — —!“

Und leise krochen sie hinaus, schlichen über den Flur hinüber zur Thür auf der andern Seite und horchten daran mit angehaltenem Atem. Es war mäuschenstill.

In diesem zweiten Stübchen des Gemeindehauses wohnte ihr einziger Hausgenosse, der alte Hildebrand, ein schwindstüchtiger Weber, der jeden Tag sterben wollte, aber immer noch vom Schnaps erhalten wurde.

Leise zogen sie am Schnürchen, die Klinke hob sich, und die Thür drehte sich nach innen mit fast unhörbarem Geräusch. Hildebrand lag wie gewöhnlich im Bett; er schlief. Vorsichtig tastete Jakob unter die Kopfkissen. Der Weber bewegte sich im Schlaf, und die Diebe fuhren erschrocken zurück. Da er aber gleich wieder still blieb, begann Ignaz mit der Untersuchung des Strohsackes. Gierig und ungeschickt tappte er zu und stieß wiederholt an die Füße des Alten, so daß es ein Wunder gewesen wäre, wenn der nicht endlich die Augen aufgeschlagen hätte.

Als der Kranke sich mühsam aufrichtend seine Hausgenossen erkannte, sah er sich verwundert im Stübchen um.

„Vater Hildebrand, gebt uns 'n Schluck Schnaps!“ bettelte Ignaz.

„Hildebrand, ja, macht flink, 's brennt wie Feuer im Halse.“

Der alte Mann verfärbte sich. Die letzten Tropfen Blut, die seinem Gesichte noch einen matten Schimmer verliehen, wichen aus den hohlen Wangen. Unheimlich glommen seine Augen in den tiefen Höhlen, und er ballte seine dürre Knochenfaust und fing an zu kreischen: „Spitzbübischen Hunde Ihr, Euch 'n Schnaps? Faulenzer, Tagediebe! Raus mit Euch, raus!“

Da sahen die beiden Brüder, daß im Guten nichts zu erreichen war. Entschlossen warf sich Jakob auf die Kopfkissen des Kranken, der seinen Rücken krampfhaft darauf preßte. In dem Augenblicke aber, als er das kühle glatte Glas mit den Fingerspitzen berührte, fühlte er die Faust des Webers im Gesicht. So heftig traf der Schlag, daß ihm grüne und rote Funken aus den Augen sprangen. Aber das Fläschchen ließ er nicht los, er riß es mit Gewalt hervor und stieß es zwischen seine Lippen.

Dieser Anblick trieb den Alten so in Zorn, daß ihm Schweißtropfen auf die Stirn traten. Allein — aus dem Bett steigen, um sein Eigentum zu schützen, konnte er nicht, er erschöpfte seinen Groll in maßlosen Schimpf-

und Schmähworten, stieß und schlug mit seinen langen Knochenarmen in die leere Luft, bis er vollständig ermattet zurück sank.

Indes hatten die Brüder ihre Gier gestillt. Sie empfanden wirklich eine augenblickliche Linderung. Aber die Wut des Alten reizte sie, und Jakob fühlte noch den Faustschlag im Gesicht. Er stürzte sich auf den Weber, drückte ihm die Kehle zusammen und schüttelte ihn erbarmungslos auf dem Lager hin und her. Ignaz, vom Beispiel des Bruders fortgerissen, schlug mit den Fäusten drein, ohne darauf zu achten, wohin sie trafen. Der Alte krümmte und wand sich unter ihrer Roheit und flehte winselnd um Gnade. Aber jemehr er bat und bettelte, desto mehr Lust fanden sie an ihrer grausamen Arbeit. Hatte der jähe Trunk sie so aufgeregt, oder war es die Freude, daß sie, die von Jugend auf von der ganzen Welt immer nur gestoßen und geschlagen wurden, nun auch einmal dazu Gelegenheit fanden!

Als sie endlich anhielten, wimmerte der alte Hildebrand nur noch leise, und große Thränen rannen ihm über die welken Wangen. Das schien ihnen zu Herzen zu gehen.

Beklommen schlichen sie zur Thür hinaus. Sie hörten noch, wie der Gemüthdelikte eben von einem bösen Husten überfallen wurde, der so erstickend ängstlich klang, daß es ihnen wie Eis über den Rücken hinabließ. Aber plötzlich hörte er auf, wie abgerissen. Dann war es still im ganzen Hause, totenstill. — — —

„Wohin geh'n wir heute?“ fragte drüben Ignaz.

Jakob antwortete nicht bald, trat an die Schublade, die halb aus dem Tische heraushing, und ergriff eine Brotrinde, an der er herumbiß und brumnte mit vollem Munde:

„Wir geh'n heut nicht.“

Damit war Ignaz natürlich sehr zufrieden. Er nahm ebenfalls ein Stück Schwarzbrot und begann zu kauen. So knusperten und knabberten sie in größter Seelenruhe wie ein Paar hungrige Mäuse, und die Kohlmeisen kamen vertraulich herzugeflattert und pickten die Bröseln von der Tischplatte, um in die Zweige zurückkehrend dort die Beute mit den Zehen zu erfassen und mit hämmernenden Schnabelhieben zu zerstückeln.

Der Hunger der Burschen war indes sehr bald gestillt. Die Magen fanden kein Behagen an den verdorrten Brotrinden, und die Köpfe, — sie wurden wohl von jenen gereizt —, o — o, sie fingen ja wieder an zu summen. Jakob preßte seine Stirn gegen die Tischkante, um die Schmerzen zu erdrücken, und Ignaz an die kühle Fensterscheibe. Für den Augenblick that das ganz wohl. Aber dann arbeiteten die Nadelstiche um so schneller und heftiger. O, o — was war das für eine Qual! Der Trunk hatte ja gar nichts genützt.

Da fand es Jakob, wie Erleuchtung kam es über ihn.

„Wir haben zu wenig getrunken. Deshalb — — —“

„'s war noch 'was drin in der Flasche!“

Und sie schlichen, sofort klar darüber, was zu thun sei, abermals hinüber in Hildebrands Kammer, jedoch nicht so vorsichtig wie vorhin. Das Fläschchen stand, wo sie es gelassen hatten, auf dem kleinen Tische, noch fast halb voll.

„Prost Hildebrand!“ grunzte Jakob und nahm einen derben Schluck.

„Prost, Hildebrand!“ höhnte auch Ignaz und hob den Rest aus dem Glase.

Aber der Weber antwortete und rührte sich nicht. Seine schwarzen Augen starrten gläsern auf einen Punkt in der Holzdecke. Die Wangen waren noch mehr eingefallen als vorher und totenblaß. Der Mund stand offen, zwischen den Lippen lag die Zunge, gerade wie wenn er husten wollte. Die Finger krallten sich ins Deckbett.

„Bezahls Gott! Hildebrand!“ Er regte sich nicht.

„Auf 'n Sonntag kriegt Ihr 'n Groschen für Euern Schnaps, Hildebrand!“ Er blieb stumm.

„Stehlen wollen wir Euch nichts, Hildebrand!“ Keine Antwort.

Von ahnungsvoller Angst erfaßt, traten sie dann näher ans Bett und sahen dem Alten in die starren Augen.

Ignaz faßte ihn an der Nase: „Hildebrand!“ — — — aber er fuhr bestürzt zurück, sie war kalt wie Eis. Ebenso die Hände. Es gelang ihnen nicht, sie vom Bett los zu machen.

„Hildebrand, Ihr schlaft ja mit offenen Augen!“ schrie ihm Jakob ins Ohr. Es sollte spöttisch klingen, aber seine Stimme zitterte.

„'s Auge hat sich bewegt!“ behauptete Ignaz nach einer Weile, und sie rissen von neuem an seinen Händen. Vergeblich.

Da fingen sie an zu begreifen.

Und plötzlich waren sie nüchtern.

„Er ist tot!“ murmelte Ignaz, und kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn.

„Du hast ihn erschlagen!“

„Ich? Du bist 's gewesen, Du! Ich hab ihn bloß gehalten.“

Und leise, leise schlichen sie hinaus aus der Kammer, in ihr Stübchen und sanken gebrochen und ratlos auf die Streu.

Wenn eine von den Meisen, die bereits mit gesträubten Federn im Gezweig saßen, sich im Schlaf regte, wenn der Holzwurm im Tisch und den Brettern der Decke bohrte, fuhren sie erschrocken zusammen und schielten ängstlich nach Thür und Fenster.

Endlich fiel es ihnen auf, daß die Sonne schon wieder verschwand.

„'s wird gar nicht ordentlich Tag!“

„Die Sonne kriecht ja schon wieder 'runter.“

„'s wird doch nicht schon wieder Abend?“ zweifelte Ignaz und trat ans Fenster, um sich zu überzeugen.

„Freilich, wir haben den Tag verschlafen.“

Was wäre das sonst für ein Grund zum Lachen gewesen! Heute kam nicht das matteste Lächeln über ihre Lippen. Ihre Gedanken waren nicht bei dem, was sie sprachen. — — —

„Ob er wirklich tot ist?“

Ignaz zuckte mit den Schultern.

„Geh' mal 'nüber, vielleicht schläft er doch bloß!“

„Geh' Du, Du hast ihn totgeschlagen.“

„Naz! — — — ich — — — Wenn Du nicht aufhörst!“

Und er ballte die Faust gegen den Bruder.

„Geh'n wir miteinander!“

Und sie gingen zitternd, mit klopfendem Herzen.

Der Körper des alten Mannes war eiskalt. Das Herz schlug nicht mehr, der Atem stand still. Er war wirklich tot. — Nun waren sie ganz sicher, und voll Grauen schlichen sie wieder hinaus.

In stummer Verzweiflung sanken sie abermals auf das Stroh, die Beine vermochten nicht, sie aufrecht zu erhalten. Sie wagten nicht, sich zu rühren, und bebten und schrakten schon zusammen, wenn einer einmal so laut atmete, daß es der andre vernahm.

Als es anfing, grau durchs Stübchen zu gehen, ward ihnen immer unheimlicher zu Mute. Ignaz flüsterte dem Bruder seine quälende Angst ins Ohr: „Kommen, — — — kommen — — — wirklich die Toten wieder?“

Jakob antwortete nicht, aber sein entsetztes Auge verriet, daß er daran glaubte.

„Dann bleib' ich nicht hier!“

Doch blieben sie beide sitzen. Sie fürchteten sich vor dem Geräusch, das ihre Schritte verursacht hätten. Ignaz sah bereits Gespenster. Er schloß die Augen, er öffnete sie, es war umsonst: überall sah er den alten Hildebrand vor sich. Da fing er an zu beten, er brachte aber das Vaterunser nicht zusammen. Einmal blickte er auf, und es kam ihm vor, als stände der Tote in der Thür mit drohend geballter Faust. Das erlosch das letzte Fünkchen Mut in ihm.

Jakob schien gefaßter. Trotzdem quälte ihn ein weit größerer Kummer, von dem Ignaz gar nichts zu ahnen schien. Die graufigen Gedanken, die ihn bestürmten, überwältigten ihn aber doch. Er wurde nicht mehr allein

mit ihnen fertig und mußte bei dem Bruder Hilfe suchen. Tonlos kam es über seine Lippen, schwer und stockend: „Es — — — es geht uns — — — an — — — an den Hals!“

Daran hatte Ignaz nicht gedacht. Er sah aber sofort ein, daß der Bruder recht hatte, und sein Kopf sank noch tiefer, trostloser auf die Brust. — — —

In der Stube und draußen war es still wie im Grabe. Eine hungrige Fledermaus schwirrte ums Fenster und stieß mit der Schnauze leise gegen das Glas, — die Brüder fuhren entsetzt auf und klapperten mit den Zähnen. Alle Haare standen ihnen zu Berge.

Als sie wieder zu sich kamen, raffte sich Jakob zusammen.

„Wir müssen fort.“

„Ich bleib' nicht da“, winselte Ignaz.

Dann — auf einmal war es ganz Nacht. Immer schauriger wurde es in der kleinen Stube. Oben und unten, in Balken und Diele, bohrten die Würmer; aus allen Winkeln glöhten starre Augen, griffen lange magere Arme, kalte Hände; an den Wänden glitt es unheimlich auf und ab — dunkel, geheimnisvoll.

Sie hielten sich die Ohren zu, drückten die Hände vor die Augen, aber um so deutlicher hörten sie, sahen sie. Es war nicht mehr zum Aushalten. Fort, fort — — —!

Sacht, sacht, auf den Zehen, mit angehaltenem Atem, schlüpfen sie hinaus. Der Tote sollte sie nicht hören. An der Hausthür aber stieß Ignaz — er drängte ungeduldig, weil er nicht der letzte sein wollte — an die Klinke, — das Eisen flirrte leise. Den Brüdern jedoch klang es in die Ohren wie Donnerschlag: die Kniee schlotterten, die Füße waren gelähmt und kamen nicht von der Stelle. Der tote Weber halte sie fest, meinten die Flüchtlinge. — — —

Endlich waren sie glücklich hinter dem Häuschen und tauchten in den Busch. Vorwärts, vorwärts, wohin, das war gleichgiltig, nur fort, fort, weit fort! Sich umzusehen wagten sie nicht, weil sie nicht sicher waren, daß der Tote hinter ihnen herjage. So liefen sie, soviel sie nur konnten.

Tief im Busch zwischen Weiden- und Haselgesträuch brach Ignaz zusammen. Er konnte nicht mehr weiter, er war ganz aus dem Atem. Jakob setzte sich zu ihm, und sie lechzten miteinander um die Wette. — — —

„O, o — — — die Meisen! Meine armen Meisen!“ seufzte Ignaz plötzlich.

„Was ist mit den Meisen?“

„O, sie verhungern, sie müssen verhungern!“

„Narr, geh' zurück!“ riet ihm Jakob ärgerlich, erhob sich und ging davon. Ignaz stand eine Weile unschlüssig, dann folgte er dem Bruder nach, und sie schritten stumm durch die warme Sommernacht.

Nach kurzer Zeit lief der Fußweg, auf den sie zufällig geraten waren, ins freie. Sie traten aus dem Busch und prallten entsetzt zurück. Vor ihnen lag das Armenhaus, das Fenster ihres Stübchens, — — — es flimmerte und zitterte geisterhaft um die kleinen matten Scheiben. Wie war das möglich? Kannten sie nicht jeden Baum und Strauch? Wo hatten sie die Augen gehabt, oder trieben böse Geister ein Spiel mit ihnen?

Plötzlich klirrte das Glas des Fensters, Scherben prasselten nieder. Jakob klapperte laut mit den Zähnen, er meinte, der Tote käme durchs Fenster.

Kaltblütig aber rief Ignaz, der hinter dem Rücken des Bruders schnell einen Stein aufgehoben und in die Scheiben geschleudert hatte, um seine Meisen zu befreien: „Nun werden sie 's Loch schon finden. Komm!“ — — —

Als die Morgensonne erwachte, traten sie aus dem Laubholze. Diesmal hatten sie sich in der Richtung nicht geirrt, sie standen auf der anderen Seite des heimatlichen Busches. Vor ihnen dehnte sich eine weite, sanft aufsteigende Fläche mit Stoppelfeldern, Kartoffeläckern, Haferstreifen und Kleeland. Drüben begann der Nadelwald, die Koppe stieg empor und dahinter, etwas ferner, das Gesenke mit seinen blauen Gipfeln und Rücken.

„Wohin?“ fragte Ignaz unschlüssig.

Jakob war darüber längst im Klaren.

„Übers Wasser! Nach Amerika!“ antwortete er kurz und schritt entschlossen in die Stoppeln. Als er aber das bestürzte, dumme Gesicht des Bruders sah, gab er zu dessen Beruhigung, und um ihn zu ermutigen, noch ein paar Worte zu: „Erst 'nüber, über die Grenze, ins Kaiserliche — — — und dann — — —“.

Das klang vertrauenerweckender, und Ignaz folgte dem Bruder nach, jedoch immer noch zögernd. Der Plan desselben dünkte ihm zu ungeheuerlich, aber er wußte keinen besseren. Nach Amerika! Er konnte gar nicht so weit denken. Ihn kümmerte nur das Nächste.

„Wenn uns aber jemand erwischt!“ wimmerte die Furcht aus ihm.

„Dummer!“ schalt Jakob. „Wer kennt uns drüben? Und überhaupt — — — Hier, da hast Du meine Jacke, und Du, gib mir Deine! — So! — Und nun sind wir für keinen Menschen zu erkennen.“ — — —

Was war Jakob doch für ein Schlaufkopf! Ignaz betrachtete ihn ordentlich mit Stolz und Bewunderung. O, dem konnte er sich getrost anvertrauen. Der würde ihn schon sicher führen und heil hinüberbringen nach Amerika, wohin der Arm des Rächers nicht reicht. Und ein Gefühl der

Sicherheit kam über ihn, daß er von nun an dem Bruder immer einen Schritt voraus war.

Am Mittag des nächsten Tages wurde der alte Hildebrand von der Botenfrau, die zur gewohnten Stunde kam, um ihm die Mittagsuppe zu bringen, tot im Bett gefunden. Darüber erschrak sie so, daß ihr der Krug aus der Hand fiel und in Scherben brach. Sie wischte die Suppe auf, warf die Stücke hinter den Ofen und ging davon.

Am dritten Tage ward der Tote begraben. Niemand fragte, wie er gestorben. Keiner weinte. Ein Mann von diesen Jahren und dieser Verfassung konnte jeden Augenblick einschlafen, um nimmer aufzuwachen.

Das Fehlen der beiden Hausgenossen beim Begräbnis wurde zwar bemerkt, aber es erregte keinen Verdacht. Wo konnten die Burschen anders sein als auf einer Kunstreise, von der sie wie gewöhnlich nach Tagen oder Wochen wohl heimkehren würden! Als man den Triangel und die Weidenflöte endlich entdeckte, fing man an, die Köpfe zu schütteln. Aber erst nach vielen Wochen fiel es allgemein auf, daß sie gar nicht mehr zum Vorschein kamen, und ehe man zur sicheren Überzeugung von ihrem spurlosen Verschwinden gelangte, war der erste Schnee gefallen.

Kein Mensch jedoch nahm sich die Mühe, nach ihnen zu forschen. Vielleicht saßen sie irgendwo hinter Schloß und Riegel. Daß sie lange fester hatten, war ja landbekannt. Oder sie waren irgend ertrunken, erfroren? Was sollte die Gemeinde sich darum kümmern? Kamen sie nicht mehr zurück, so hatte sie weniger Armengeld zu zahlen. Waren sie irgendwo eingesperrt oder umgekommen, dann hätten Verpflegungsgelder, Begräbniskosten und dergl. ersetzt werden müssen. Also lieber still sein. Möchten sie bleiben, wo sie wollten. — —

Nur ein einziger machte sich manchmal eigne Gedanken über den Verbleib der verschollenen Bettler, ein alter, grauköpfiger Fischer. Wenn er im nächsten Frühjahr stundenlang mit der Angel am „schwarzen Loch“ saß, meinte er oft im Schilf des unheimlichen Tümpels ein seltsames Wimmern zu vernehmen. Und wenn er gar Morgen für Morgen einen feisten Hecht am Nachthaken fand, einen immer schwerer als den anderen, schüttelte er jedesmal bedenklich den Kopf und murmelte in seinen Bart: „So fett sind die Hechte seit zwanzig Jahren nicht gewesen. Dazumalen hatte der dicke Amtmann sich hier ersäuft. Wir fanden beim Schlämmen bloß noch die Knochen von ihm. Aber wir erkannten ihn doch. — — — Wer weiß, wer weiß!“

Die grosse und die kleine Marianne.

Von

Paul Albers, Ratibor.

Sie konnten sich nicht vertragen, die beiden Mariannen; sie sahen sich mit eifersüchtigen, haßerfüllten Blicken an. Nicht ein einzelnes Wesen, nicht gar etwa ein Mann war der Grund zu der Eifersucht, mit all' ihren Qualen und kleinlichen Anfeindungen — nein! vier Kinder, wir vier Kinder der „Herrschaft“, hatten ungewollt den Keim der Zwietracht in die Herzen der großen und kleinen Marianne gesät! — Wie es gekommen ist?

Die große Marianne stand seit Jahren nicht mehr in Diensten unserer Eltern. Sie hatte sich im Nachbardorfe Ch. . . verheiratet und zwar, wie die Leute erzählten, nicht eben glücklich. Denn ihr Mann trank, — trank unbändig! Trotzdem fühlte sie sich noch als ein Stück unserer Familie! Sie hatte uns alle, selbst den ältesten Bruder noch, der gegenwärtig bereits die Universität besuchte, gewiegt, herumgetragen und vor jedem Lüftchen gehütet. Sie nannte uns noch immer „ihre Kinder“ und den Studiosus medicinae auch immer noch „Du“. Jeden Sonntag kam sie aus ihrem 1½ Meilen entfernten Dorfe herüber, nur um uns wenigstens zu sehen. Dieses „Sonntagsvergnügen“ ließ sie sich, ob 's regnete oder schneite, nun einmal nicht nehmen.

Bei gutem Wetter gingen wir ihr ein Viertelstündchen entgegen, bis zur „dolina“, dem Thale. Sobald wir ihrer ansichtig wurden, liefen wir „Sturm“. Bald hingen zwei Schwestern und ich am Halse der alten, häßlichen Bergmannsfrau und herzten und küßten ihre durch Pockennarben entstellten, welken Wangen. In unseren Augen war sie schön, schöner als die Milonische Venus, und in unseren Kinderherzen hatte sie einen mächtigen Platz. Darauf war sie aber auch nicht wenig stolz. Sie mußte uns haarklein erzählen, wie 's ihr verflossene Woche ergangen, was sie an einem jeden Tage zu Mittag gekocht — das Menu war unschwer zu merken: heut Kartoffeln und Kraut, morgen Kartoffeln und Häring, übermorgen Kartoffeln und Kraut u. s. w. —, ob sich ihr grober Mann oft betrunken und wie oft er sie geprügelt hatte? Die gute Seele lachte auch bei der letzten Frage und meinte: ein oberschlesischer Bergmann liebe seine Frau nicht, wenn er sie nicht hin und wieder verprügele.

Vor zwei Jahren erzählte sie uns auch noch von ihrem Jungen, dem „Karliczek“. Seitdem er aber an der bösen „Bräune“ gestorben war und draußen still auf dem Kirchhof lag, gab 's von ihm natürlich nichts mehr zu berichten. Nun hatte sie nur noch uns, an denen ihr liebedürftiges Herz, wie eine Klette, hing.

Das war „die große Marianne“.

Ihre Nebenbuhlerin, die ihr kaum bis an die Schultern reichte und deshalb von uns den Namen „kleine Marianne“ erhalten hatte, versorgte seit mehreren Jahren die Küche unserer Eltern. Sie hatte, eingedenk der Worte des Apostels Paulus: „Heiraten ist gut, nicht heiraten ist besser“, es vorgezogen, ledig zu bleiben. Auch darin unterschied sie sich also, wie durch das geringere Körpermaß, von ihrer Vorgängerin. In der Liebe zu uns Kindern stimmte sie aber mit ihr überein, und das war eben der heikle Punkt und der Grund zu untilgbarem Haß.

Wir Kinder liebten sie aber Beide, welche von ihnen mehr, wußten wir nicht . . . manchmal rieten wir 's aus.

Jeden Sonntag Nachmittag, wenn unser Besuch eingetroffen war die kleine Marianne verschwunden. Bei gutem Wetter lief sie in den Wald; war's draußen unwirsch, verschloß sie sich in ihrer Kammer und kam nicht eher zum Vorschein, als bis „die Luft wieder rein war“. Vorwürfe unserer Mutter halfen nicht; schließlich gewöhnten sich alle an dieses trotzige Gebahren der sonst gehorsamen Küchenfee.

Eines Sonntags erschien die „große Marianne“ nicht. Es war dies das erste Mal seit einer Reihe von Jahren. Selbst unser Vater, der sich sonst um das Dienstpersonal wenig zu kümmern pflegte, schüttelte verwundert den Kopf.

„Der Großen muß was zugestoßen sein“, bemerkte er lakonisch.

Und es war ihr in der That etwas zugestoßen — was allen Sterblichen einmal zustoßt: Sie lag still und bleich auf ihrem Sterbelager. Das treue Herz schlug nicht mehr. Ihr Mann saß in der Schänke und trank. Er betrank sich heut noch stärker, als gewöhnlich, denn er kaufte sich Courage; er fürchtete sich neben der Leiche in der Kammer zu schlafen. Das gute Weib hatte ihm während des ganzen Lebens nichts Schlimmes angethan und jetzt, da es sich gar nicht mehr rühren und regen konnte, fürchtete es der starke Mann. Völlig berauscht schwankte er gegen Mitternacht nach seiner Hütte.

Ja, in der Bergmannshütte weinte niemand um die tote Frau. Aber in der Oberförsterei ertönten bange Klagen. Wir Kinder konnten den Gedanken gar nicht ausdenken, daß unsere geliebte „große Marianne“ uns nie wieder besuchen würde. Wir weinten bitterlich!

Und wer hätte das wohl gedacht? Auch die „kleine Marianne“ weinte und jammerte: „Es war doch ein gutes Weib! Ich hab' sie ja auch ganz gern gehabt! Mich ärgerte nur, daß sie Euch Kindern gerade so gut gewesen ist, als ich 's bin!“

Der Tod, der alles ausgleicht, hatte den alten Haß mit begraben. Der Tod hat auch seine guten Seiten.

Jahre waren dahin gegangen. Ich war längst verheiratet und Familienvater. Allabendlich saß ich an meinem Stammtisch, an dem hauptsächlich Juristen vom Landgericht verkehrten.

Ein alter, verknochertcr Strafrichter sprach ingrinnig von der Roheit der oberschlesischen Bevölkerung und ihrer Neigung zu Gewaltthaten. Er kannte ja aus seiner Amtsthätigkeit nur die allerschlimmste Sorte der Dörfler; denn die braven Gemeindeglieder trugen kein Verlangen, seine Bekanntschaft zu machen.

„Diese oberschlesischen Pollacken haben doch nicht ein Bischen Herz und Gemüt!“ polterte er in seiner rauhen und abstoßenden Art.

Ich mußte still in mein Inneres hineinlächeln und — an die große und kleine Marianne denken

Die Gründung von Oppeln.

Von

Professor Scharnweber, Breslau.

Die in den beiden vorhergehenden Heften erzählten Sagen spielen, wie an den betreffenden Stellen bereits ausgeführt worden, in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt; ja der erste Teil der Babia-Sage reicht auf eine noch weit ältere Zeit zurück. Er dürfte wohl aus den früheren Wohnsitzen mitgebracht sein und nur eine die neue Lokalität berücksichtigende Färbung erfahren haben.

Wir überspringen einen Zeitraum von bedeutend mehr als einem halben Jahrtausend und stehen an der Schwelle des Eintritts Oberschlesiens in die Geschichte.

Im Laufe der Jahrhunderte hatten Slawen, von dem Geschichtschreiber Ditmar von Merseburg Polenier genannt, die ausgedehnte von der Weichsel durchströmte Ebene bis über die Oder hinaus zwischen Litauen und den Karpaten besiedelt. Dies gewaltige Reich stand in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts unter der Oberhoheit von Mieczyslaw I., gewöhnlich Miesko genannt, der zu Gniezno (Gnesen) residierte. Er hatte sich zum Christentum bekehrt und auch die Edelen seines Volkes teils durch Güte, teils durch Gewalt dazu bestimmt, seinem Beispiele zu folgen.

Allein ein großer Teil seiner Unterthanen verehrte noch heimlich seine Götzen, so die Bewohner der dichten Wälder des rechten Oderufers, obwohl

die Machthaber mit äußerster Strenge den alten Aberglauben zu unterdrücken suchten.

Zu dieser Zeit saßen Polenier auch unweit der Malapane stromaufwärts von Brody; dieselben hatten sich durch Ausrodung ausgedehnter Waldungen mitten in der Wildnis ein friedliches Heim geschaffen. Zahlreiche Hütten erhoben sich zwischen fruchtbaren Feldern; aus der Ebene stieg eine Anhöhe hervor, auf der sich noch vor kurzem das Heiligtum der Lubina, der Gemahlin des Lichtgottes (Biały bóg), befunden hatte.

In einer jener Hütten lag Jagna, die sechzehnjährige Tochter des Setnik (Gaurichter), schwerkrank danieder. Ihre Eltern und Wisimir, ihr Verlobter, der Sohn Mogs, des heidnischen Priesters, standen in hoffnungsloser Trauer um das Lager der Schlummernden.

Endlich entfernten sich die Männer, um Lubinas Huld durch ein Opfer zu erbitten, das sie unter Mogs sachverständiger Leitung ausrichten wollten.

Während ihrer Abwesenheit trat ein Greis, in einen ärmlichen wollenen Mantel gehüllt, in das Krankenzimmer, entbot den christlichen Gruß und bat um Gastfreundschaft für die Nacht.

Schweigend reichte Jlatka, des Setniks Frau, dem Fremdling Speise und Trank und wies ihm einen Platz am Kamin an.

Nach Beendigung des einfachen Mahles trat der Fremde an das Lager der Kranken und betrachtete sie lange; danach sprach er ein stilles Gebet und segnete sie. Die tiefgebeugte Mutter aber richtete er durch milde Trostesworte auf und goß lindernden Balsam auf ihre Herzenswunden.

Bald kehrten auch die Männer von ihrem nächtlichen Gang heim und begrüßten ernst, nur durch ein flüchtiges Kopfnicken, den fremden Gast. Ihnen stellte er die baldige Genesung des Mädchens in bestimmte Aussicht.

Da erwachte die Kranke. Das Fieber war gewichen, ihr Auge blickte klar um sich, und die Farbe wiederkehrender Gesundheit rötete ihre Wangen. Den freudig überraschten Eltern aber erzählte sie deutlich und zusammenhängend einen Traum, den sie soeben gehabt.

„Ich hütete“, begann sie, „am Fuß des Hügels die Schafe; neben mir saß Wisimir. Plötzlich brach ein Wolf in die Herde und packte gerade das Lämmchen, das ich am zärtlichsten liebte. Als mein Verlobter ihm den Raub entreißen wollte, stürzte sich das rasende Tier auf ihn; ich suchte es mit meinem Hirtenstabe abzuwehren, und dies gelang mir auch insofern, als es von Wisimir abließ. Nun warf sich aber das Ungetüm wutschnaubend auf mich; schon glaubte ich mich verloren — da erschien ein ehrwürdiger Greis; auf seiner Brust strahlte ein silbernes Kreuz, und neben ihm schwebte

ein hoheitsvolles Weib von wunderbarer Schönheit; ihr Gewand glänzte, wie leuchtendes Gold, und um ihr Haupt breitete sich ein Sternenkranz. Sie legte schützend die Hände auf mich; das noch vor wenigen Augenblicken in seiner Wut so entsetzliche Untier wich scheu und unterwürfig zurück; ich aber sank in überwältigendem Dankgefühl an den Busen meiner Retterin.“

„Doch da sitzt ja jener Greis“, rief sie freudig aus, „den ich im Traume erschaute, und an seiner Brust sehe ich das Kreuz glänzen!“

Durch eine unwillkürliche Bewegung Adalberts, Bischofs von Prag — dies war der Fremdling im schlichten Gewande — hatte sich das Zeichen seiner Würde etwas verschoben und wurde hinter dem Mantel sichtbar.

„Tritt zu mir, heiliger Mann, und segne mich!“

Adalbert entsprach der Bitte des Mädchens, kniete vor ihrem Bette nieder und dankte mit erhobener Stimme dem Erlöser für die Erhörung seines Gebets.

Unwillkürlich faltete die Jungfrau gleichfalls ihre Hände und senkte demütig ihr Haupt.

Jagna genas bald vollständig. Von der milden Lehre Christi wunderbar angezogen, sagte sie sich offen vom Heidentume los, um eine begeisterte Jüngerin dessen zu werden, dessen Hand so sichtbar über ihr gewaltet hatte. Auch ihre Eltern wandten sich dem neuen Glauben zu, und deren Beispiel folgten in kurzer Zeit die übrigen Bewohner von Opole (Umfeld) — so wurde der Gau seiner natürlichen Beschaffenheit halber genannt. —

Wie aber kam der Bischof in die abgelegene Gegend in die niedrige Hütte armer Bauern?

Von seinen Eltern Woyciech genannt, entstammte er dem alten böhmischen Grafengeschlecht der Liebitz; sein Onkel Adalbert, Erzbischof von Magdeburg, legte ihm bei der Firmung seinen Namen bei. Im Jahre 969 wurde er zum Bischof von Prag erwählt, eine Würde, die er nur widerstrebend annahm. Allein weder seine tiefe Frömmigkeit, noch sein glühender Eifer, die ihm anvertrauten Seelen zu wahren Nachfolgern des Heilandes zu erziehen, vermochten den tief gewurzelten Aberglauben dieser doch auf Christi Namen getauften Menschen auszurotten; weder er, noch Herzog Boleslaw II. waren imstande, der herrschenden Zuchtlosigkeit und Verwilderung der Sitten Einhalt zu thun. Ja, als der Bischof von der Einweihung der neugebauten Kirche in seinem Heimatsorte nach seiner Residenz zurückreiste, wurde er von Bösewichtern überfallen und gräßlich gemißhandelt. Nur mit knapper Not entging er dem Tode.

Endlich verzagte der fromme Mann am Gelingen seines Werkes und zog sich zu den Benediktinermönchen von Monte Cassino zurück.

Während seiner Abwesenheit ermordeten die Böhmen fünf seiner Brüder, zerstörten Kirchen und Kapellen und gaben sich den ärgsten Ausschweifungen hin.

In dieser Not gab der Bischof endlich den vereinten Bitten des Herzogs und des Kaisers Otto II. nach und kehrte schweren Herzens in sein Bistum zurück. Doch die anfängliche Wendung zum Besseren war nicht von langer Dauer; bald wagte sich der Geist der Empörung und des Ungehorsams wieder hervor, allgemein nahm wieder die Gesetzlosigkeit überhand, und die unglaublichsten Laster und Frevelthaten wurden fast vor den Augen des schwer geprüften Mannes begangen.

Nun verzweifelte der Bischof an jeglichem Erfolge seiner heiligen Mission. Er verließ endgiltig Prag und wollte sich zu dem ihm befreundeten Miesko und zu dessen Sohne Boleslaw Throbry nach Gnesen begeben. Auf dem Wege dahin war er in des Setniks Hütte gekommen. —

Wie bereits oben erzählt, waren außer diesem nebst seiner Familie auch die übrigen Bewohner des opolischen Landes zum Christentum übertreten. Nur Mog, der Priester der Lubina, hielt sich grollend fern und war zu den heidnischen Bewohnern der Wälder gezogen. Wisimir hatte er befohlen, ihn zu begleiten. Glaubte er doch, auch bei ihm eine geheime Hinneigung zu der verhassten Lehre des Gekreuzigten zu erkennen; auch bangte ihm vor Jagnas Einfluß auf seines Sohnes weiches Gemüt.

Während Adalbert die Neubekehrten einer höheren Kultur und Gesittung entgegenzuführen bestrebt war, lebte der freiwillig von seinen Landsleuten Geschiedene einzig seiner Rache. Mehrere Tagereisen von seinem früheren Heim entfernt, hatte er mitten im dunklen Walde sich aus Baumstämmen und Moos eine Hütte gebaut, ganz in der Nähe einer Lichtung, auf welcher in den Neumondnächten die unwohnenden Heiden mit ihren Priestern zusammenkamen, um nach altem Brauche ihren Göttern zu opfern und über ihre gemeinsamen Angelegenheiten Rat zu pflegen.

Auch Mog beteiligte sich daran; doch hielt er dies vor seinem Sohne geheim.

Allein diesem war seines Vaters verstecktes Treiben längst aufgefallen. Eines Nachts folgte er ihm unbemerkt bis zur hell erleuchteten Beratungsstätte; hier erfuhr er, hinter dem schützenden Stamm eines Jahrhunderts alten Baumriesen geborgen, die furchtbare Kunde, daß die Vernichtung des Opler Gaus und die Ermordung aller seiner friedlichen Bewohner, natürlich auch des Bischofs, schon für die nächste Zeit geplant sei. Sein Entsetzen erreichte den Höhepunkt, als er sah, daß man den Setnik gefesselt heranschleppte, und daß sein eigener Vater sich anschickte, den Vater seiner zärtlich geliebten Braut hinzuschlachten.

Dieser Anblick ließ ihn jegliche Rücksicht auf seine Sicherheit, sowie alle kindliche Scheu vergessen.

Wie rasend stürzte er aus seinem Versteck hervor und ergriff einen gewaltigen Ast, der zu seinen Füßen lag. Mit diesem streckte er die Opferknechte zu Boden, warf sich mit solcher Wucht auf den blutdürstigen Priester, daß diesem die Sinne schwanden, durchschnitt die Fesseln des Gefangenen und zog ihn von der Stätte des Grausens fort, ohne von den andern gehindert zu werden, welche, von abergläubischer Scheu gelähmt, in dem so plötzlich Erschienenen ein höheres Wesen vermuteten.

Erst als Mogs wieder zur Besinnung zurückkehrte und die Verfolgung der Flüchtenden, in deren einem er seinen Sohn erkannt hatte, befahl, setzten sie ihnen nach. Doch der Vorsprung war zu groß; unter dem Schutze des dunklen Waldes gelang die Flucht, und nach drei Tagen, reich an Gefahren und Entbehrungen, trafen die Geretteten bei Zlata und Jagna ein.

Während sich die erzählten Begebenheiten zutrug, hatte Adalbert den zuständigen Oberhirten, Urban, den zweiten Bischof Schlesiens, von seiner seelsorgerischen Thätigkeit in dessen Sprengel pflichtgemäß benachrichtigt. Derselbe, von seinem Aufenthalt in Monte Cassino her innig mit jenem befreundet, hatte ihn dringend eingeladen, ihn in Schmogro, seiner Residenz, zu besuchen. Dieser Einladung war er gefolgt.

Wie freudig war er überrascht, hier Gaudentius, seinen jüngsten, noch allein lebenden Bruder zu treffen, den, gleich ihm, apostolischer Eifer nach Schlesien geführt hatte!

So kam es, daß der Prager Bischof seinen Aufenthalt in Schmogro länger ausgedehnt hatte, als es ursprünglich seine Absicht gewesen war, und diesem Umstande hatte er es zu danken, daß er den Nachstellungen Mogs entgangen war. —

Sogleich nach seiner Rückkehr traf der Setnik die geeigneten Maßnahmen, um die vonseiten der umwohnenden Heiden drohende Gefahr abzuwehren. Er sicherte sein Haus durch einen Verhau und durch einen tiefen Graben nach der Waldseite zu und veranlaßte die übrigen Opoler, das Gleiche zu thun; sodann bat er die christlichen Befehlshaber der längs der Oder zerstreuten Waffenmacht Mieskos, sich zu ihrem Schutze bereit zu halten.

Seine Befürchtungen waren nur zu gerechtfertigt.

Nur wenige Wochen nach seiner wunderbaren Rettung erweckte die Schlummernden heller Feuerschein, und sie gewahrten zu ihrem Schrecken, daß die Feinde die Gräben durchschritten und die Barrikaden in Brand gesteckt hatten. Bereits züngelten die Flammen nach ihren Hütten und ergriffen schon einzelne Strohdächer, da ermannten sich die Überfallenen zu

energischem Widerstande. Freilich vermochten sie dem Umsichgreifen des verzehrenden Elements keinen Einhalt zu thun.

Doch sie hemmten wenigstens den Fortschritt ihrer furchtbaren Gegner. Indes immer neue Scharen rückten heran, immer ungestümer wurde ihr Andrang und immer aussichtsloser die Verteidigung.

Da, in der höchsten Not, kam ihnen Hilfe. Mieskos Truppen, durch die weithin am Himmel sichtbare blutige Röte alarmiert, waren herbeigeeilt und trugen vom Rücken her Furcht und Entsetzen in die Reihen der Belagerer. Auch die Belagerten wurden von neuem Mut beseelt, und so neigte sich in kurzer Zeit der Sieg den Christen zu.

Die meisten Heiden fielen an der Stätte ihres Frevels; von den Überlebenden konnten sich nur wenige in die nahen Wälder retten, die anderen ergaben sich, bis auf Mog, der diesen Tag nicht überleben mochte.

So waren die Opoler zwar Sieger geblieben, aber um welchen Preis! so mancher der Ihrigen gefallen oder schwer verletzt, und die Überlebenden hatten nichts gerettet, als das nackte Leben. Ihre Häuser mit allem, was darin war, ihr Vieh, ihre viel verheißende Saat — alles war verbrannt oder verwüstet. Laut jammernd standen die Armen an der Stätte ihres einstigen Glücks.

Doch der Bischof tröstete die Verzagten und wies sie auf die eben bestandene Gefahr hin, aus der sie durch Gottes gnädigen Beistand so wunderbar errettet seien. Der Herr werde sie auch jetzt nicht verlassen, wenn sie fest auf seine Hilfe vertrauten.

Auf diese Weise gelang es ihm, die Niedergebeugten wieder aufzurichten und sie zu neuer Thätigkeit wieder anzuspornen.

Anstelle der niedergebrannten Hütten wurden nun Häuser nach einem einheitlichen Plane erbaut, und regelrechte Straßen entstanden. Rings um den Ort sproßte im nächsten Lenz auf den durch die Feuersbrunst gedüngten Feldern üppiges Grün, und die Einwohner schützten ihr Habe und Gut durch eine gewaltige Ringmauer. Des Landes Fürsten aber verliehen später der Ortschaft Stadtrechte; zu deren erstem Starosten wurde der Setnik ernannt.

Jagna und Wisimir, oder vielmehr Agnes und Georg — diese Namen hatten sie bei der Taufe erhalten — wurden vom Bischof zum christlichen Ehebunde geeint.

Auf den Trümmern des heidnischen Tempels der Cubina aber erbaute Adalbert eine Kapelle zu Ehren St. Georgs. —

Dies ist die legendarisch dargestellte Geschichte von Oppelns Entstehung. Dürfte sich auch schwerlich feststellen lassen, wie viel davon auf Thatsachen beruht — so z. B. ist schon die dort angeführte Entstehung des Namens „Oppeln“ sehr anfechtbar —, so giebt sie uns doch ein lebendiges Bild von

den erbitterten Kämpfen, welche das neu gepflanzte Christentum mit den fanatischen Anhängern des alten Glaubens zu bestehen hatte.

Auch ist es interessant, hier wiederum den großen Anteil zu beobachten, der an der höheren Kultur des Landes Italien zugewiesen wird; ausdrücklich wird hervorgehoben, daß Adalbert die zu Monte Cassino gesammelten Erfahrungen im Dienst der jungen Gemeinde nutzbar gemacht hat.

Bücherbesprechungen.

Die Slawen in Deutschland. Beiträge zur Volkskunde der Preußen, Litauer und Letten, der Masuren und Philipponen, der Tschechen, Mährer und Sorben, Polaben und Slovinzen, Kaschuben und Polen. Von Dr. Franz Tetzner. Mit 215 Abbildungen, Karten und Plänen, Sprachproben und 15 Melodien. Braunschweig, Vieweg & Sohn. 1902. XX. 518. Preis 15 Mark.

Franz Tetzner ist durch seine Arbeiten, besonders auf dem Gebiete der litauischen Volkskunde, der Gelehrtenwelt und auch einem größeren Leserkreise zu gut bekannt, als daß es notwendig wäre, durch platte Lobespenden sein neues Buch zu empfehlen. Er verdient und verträgt es, daß an seine Werke ein strengerer Maßstab angelegt wird. Aber selbst wenn man diesen Maßstab anlegt, ist an dem gediegenen Buche nicht viel anzusetzen. So könnte z. B. der Titel Anlaß zu Ausstellungen geben. Die Bezeichnung „Slawen“ als gemeinsamer Name für die Slawen, Preußen und Litauer kann nicht als wissenschaftlich einwandfrei betrachtet werden. Die Preußen, Litauer und Letten sind unter allen indogermanischen Stämmen den Slawen am nächsten verwandt, sie sind aber diesen nicht einzuverleiben, sondern anzugliedern. Die Linguisten sprechen von Lettoslawen, wenn sie die gemeinsamen Vorfahren der Preußen etc. und der Slawen bezeichnen oder diese beiden Völkergruppen, im Gegensatz zu den anderen indogermanischen Volksgruppen, zusammenfassen wollen. Man spricht ebenso von Graeco-Italern, aber man subsummiert nicht die Griechen den Italern, oder die Italer den Griechen. Im ganzen ist der Teil des Buches, der sich mit den Preußen, Litauern und Letten befaßt, besser ausgefallen, als der zweite, speziell den Slawen gewidmete Teil. Als Mangel empfindet man bei diesem letzteren, daß der Verfasser, wie es scheint, keiner der slawischen Sprachen mächtig ist und die einheimischen Litteraturen entweder überhaupt nicht oder nur aus Übersetzungen und dem Urteil anderer kennt. Um in den Geist eines Volkes zu dringen, muß man durchaus seine Sprache verstehen; ohne dieses Verständnis lernt man nur sein Äußeres kennen. Es macht sich dies in dem Tetzner'schen Buche besonders bei seiner Schilderung der Polen fühlbar. Es sei bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß die uns von Tetzner gebotene und auch sonst wiederkehrende Ableitung der in der Provinz Posen für das Landvolk gebräuchlichen Bezeichnung „bamber“, „bamberka“ aus dem deutschen Ortsnamen Bamberg, woraus denn der Schluß gezogen wird, daß die polnischen Bauern Posens Bamberger Deutsche sind, und worauf hin Tetzner gar den Kopfsputz der polnischen posenschen Bäuerinnen einfach als Bamberger Kopfsputz bezeichnet, ganz ungeheuerlich ist. Das Wort „bamber“ ist vermutlich bloß eine Entstellung des deutschen Wortes „Bauer“ und „bamberka“ mit dem femininussuffix ka heißt die Bäuerin, wie auch das polnische Wort „gbar“ = Bauer aus dem altdutschen gebauer (für Bauer, Landmann) stammt. Die alte slawische Bezeichnung für den Bauernstand, die auf den

Stamm smrd zurückgeht, hat im Laufe der Zeit einen anrühigen Beigeschmack erlangt, worauf die Polen zur Bezeichnung des Bauern nach einem Fremdwort gegriffen haben (genau wie im Deutschen das französische Dame das deutsche Frauenzimmer verdrängt hat). Auch die Stellen, die sich mit der Mythologie der Slawen befassen, sind nicht ganz einwandfrei, da sie noch auf den Angaben des abgethanen Hanusch (Die Wissenschaft des slawischen Mythos, Lemberg 1842) fußen.

Die erwähnten und etwa andre noch vorhandene Schwächen verschwinden jedoch vollständig im großen und ganzen des vortrefflichen, auf einer umfangreichen Litteratur und eigener Beobachtung aufgebauten, durch ein außerordentliches und gut ausgeführtes Illustrationsmaterial sich auszeichnenden Buches. Wir werden über Statistik, Volksleben, Sitten, Gebräuche, Volkslieder, Feste, Tänze und ganz besonders über die Wohnungsarten, Bau der Häuser u. sämtlicher letto-slawischer Stämme Deutschlands in ausgiebigster Weise durch Wort und Bild belehrt. Der Verfasser tritt auch in der Beurteilung der vielen fremden Völkerschaften mit möglichster Objektivität auf, ohne Voreingenommenheit und Vorurteil. Für die Leser unserer Zeitschrift dürfte der den tschechischen, evangelischen und katholischen Kirchspielen Oberschlesiens und noch mehr der den Mähren gewidmete Abschnitt von Interesse sein. Ein sinnentstellender Druck- oder Schreibfehler in diesem letzteren Kapitel (S. 272 Zeile 15 von unten) sei hier richtiggestellt. Es muß dort heißen: „Durch Heirat mit einer Ratiborer Herzogstochter war das Oppaland mit Ratibor (nicht: Ratibor mit dem Oppaland) verbunden worden und ist seitdem schlesisch geblieben“. Die einige Zeilen darüber stehende Jahreszahl 1323 ist gleichfalls verdruckt. — Dem Buche ist in Oberschlesien, das in seiner Mitte die Vertreter dreier slawischer Völkerstämme, der Tschechen, Mährern und der oberschlesischen Polen aufzuweisen hat, Verbreitung zu wünschen, und müßte es mindestens in den hier vorhandenen öffentlichen Bibliotheken anzutreffen sein. Z.

Die Reichsgrafen Colonna, Freiherren von Fels, auf Tost und Groß-Strehlitz bis 1695.

Von A. Nowack, Religions- und Oberlehrer. (Jahresbericht des Kgl. Gymnasiums Neustadt O.S.) 1902. Neustadt O.S.

Auf Grund von Archivalien des Kgl. Staatsarchivs und des Stadtarchivs zu Breslau, des gräfl. Renard'schen Schloßarchivs und Pfarrarchivs zu Groß-Strehlitz, wie auch einer handschriftlichen Geschichte der Stadt und Herrschaft Groß-Strehlitz von Reichel aus dem Jahre 1867, die sich im Stadtarchiv zu Groß-Strehlitz befindet, schildert uns der Verfasser die Geschehnisse und Thaten der oberschlesischen Colonnas. Am eingehendsten wird natürlicher Weise Graf Kaspar Colonna, der durch Heirat mit Anna Sigunna Gräfin Liebsteinsky von Kolowrat in den Besitz von Groß-Strehlitz gekommen ist, behandelt. Das wechselreiche Schicksal dieses Mannes, der vom „Palmbaum“ noch „der königlichen Majestät in Schweden und des evangelischen Bundes in Deutschland bestellter Obrist“ genannt wird, und der dann des Kaisers treuer Diener geworden ist, die Verdienste, die er sich um Oberschlesien als Besitzer von Tost und Groß-Strehlitz und Verwalter der damals an die Königin von Polen verpfändeten Herzogtümer Pommern und Ratibor erworben, machen das Interesse an seiner Person erklärlich. Weiter werden behandelt der jüngere, dem Vater leider sehr unähnliche Sohn des Genannten, Graf Gustav Colonna und endlich seine hinterlassene Witwe Anna Magareta Gräfin Colonna. Der Verfasser hat eine Menge Details zusammengetragen und den manchmal trockenen Stoff interessant zu gestalten verstanden. — Es erfüllt jedesmal mit Genugthuung, wenn ein Gymnasialprogramm statt, wie so häufig, eine Arbeit aus irgend einem entrückten Specialgebiet zu bringen, die ja doch niemand dort sucht, der Heimatkunde, die auf solche kleine Beiträge angewiesen ist, sich zuwendet. Z.

Anleitung zur Einrichtung und Verwaltung von Volksbibliotheken, verfaßt im Auftrage der Königlichen Regierung zu Oppeln, mit besonderer Berücksichtigung Oberschlesiens von Dr. jur. Küster, Regierungs-Assessor. 2. Aufl. 1902. Hirt, Leipzig. Preis 1,25 Mk.

Der Inhalt des Buches ist der Niederschlag der Erfahrungen, Gedanken und Resultate, die der mit der Leitung der Volksbibliotheksbewegung in Oberschlesien von der Königl. Regierung betraute Verfasser auf diesem Gebiete gesammelt, bezw. erreicht hat. Das Volksbibliothekswesen ist in Oberschlesien eine noch junge Einrichtung, die Förderung desselben kann nicht an die Voraussetzungen anknüpfen, die anderwärts im Reiche hierfür zutreffen. Sprachliche, religiöse und allgemein kulturelle Schwierigkeiten stellen sich hier oft entgegen. Wenn es darum dem Verfasser in seinen praktischen Bemühungen gelungen ist, das Volksbibliothekswesen binnen wenig Jahren so weit zu fördern, daß augenblicklich 51 Bibliotheken in 49 Ortschaften in Benutzung stehen, so geht daraus hervor, daß er in geschickter und schonender Weise allen Schwierigkeiten begegnet ist. Von dieser Umsicht in der Beurteilung aller Verhältnisse giebt auch das vorliegende Buch Zeugnis. Es behandelt in 7 Kapiteln: 1) Wesen und Aufgabe der ober-schlesischen Volksbibliothek, 2) die Begründungsarbeit, 3) die Einrichtung der Anstalt, 4) Betriebstechnik und Benutzungsstatistik, 5) weitere Ziele der Bibliotheksverwaltung, 6) Überblick über die Volksbibliotheksbewegung in Oberschlesien, 7) die Notwendigkeit eines Verbandes der ober-schlesischen Volksbibliotheken. Das Buch übertrifft mit dieser Anlage und seiner gründlichen Darstellung der einschlägigen Kapitel alle orientierenden Hilfsmittel, die vordem auf diesem Gebiete erschienen sind, und sei daher auch über die Grenzen Oberschlesiens hinaus allen kommunalen Verwaltungen, Vereinen, Vorständen der industriellen Werke, Lehranstalten u. a. aufs beste empfohlen. Daß bereits vor Ablauf eines Vierteljahrs die erste Auflage der Schrift vergriffen war, ohne daß kaum in Zeitschriften und Fachblättern eine Besprechung stattgefunden hatte, kann diese Empfehlung nur rechtfertigen. K.

Aus 'em Ruffatfelgebirge. Schlesi'sche Gedichte. Von Karl Klings. Friedland i. B. 1902. Verlag des Rübzahl. Preis 50 Heller. 12°. 45 S.

Das angeführte Büchlein enthält eine Sammlung von Gedichten im Dialekt der Bewohner des Ruffatfelgebirges im Kreise Grottkau. Man möchte sie in zwei Gattungen teilen, in solche, die sich nur das volkstümliche Kleid des Dialektes wie zur Maskerade umgeworfen haben, und in solche, die volkstümlich sind durch und durch und es auch bleiben würden, wenn man sie ins Hochdeutsche übersetzen wollte. Dem Dichter macht es scheinbar Spaß, mit dem Dialekt, den er gut beherrscht und wohl auch herzlich gerne hat, zu scherzen und ihn gewissermaßen zur Salonsprache zu erheben. Aus den schlichten Stoff des einfachen Volksdialektes formt er, sich und den anderen zum Ergötzen, die feinsten, zierlichsten Nippes, wie 3. B. das Sonett:

De schlä'sche Sprooche.

Ich gleebe goar, Ihr wullt a Brinkel lachen,
Derweil ich wie bei üns derheeme rede;
De schlä'sche Sprooche is halt meene frede,
Aus där Ion sich goar schien Getichte machen.

Su schorf wie die, su zoarte is ne jede,
Do foan ma watern, wie der Dunner Krachen,
Und leise pischbern, zuckerfüße Sachen
Zum Truste foan ei jedem Härzeleede.

De Madel sein goar leichte rümzukriegien,
Wenn wär su schläfsich spricht: Ich bien der gutt,
Ich thät dich gärne halt zum Weibel miegen.

Glei muß sich's rute Schnutel rüberbiegen, —
De wissens ebens schun: A schläfsches Blut
Is treu wie Guld, — die Sprooche foan ne lügen.

Doch das ist Kunstpoesie, die aus Koketterie sich in ein volkstümliches Kostüm gesteckt hat. Einem hübschen Gesicht steht eben alles. — Es soll dies nicht etwa ein Lob sein! — Das Bändchen enthält jedoch auch Gedichtchen, bei denen nicht bloß das Äußere das Volkstümliche ausmacht. Ein solches ist z. B. folgendes:

Pflaumendiebe.

Der Dicke, der Daumen,
Der schüttelt de Pflaumen.

Der Zeiger, der Weiser,
Poßt uf wie a Kaiser.

Der Mittel, der Lange,
Der schlät miet der Stange.

Guldfinger ne faul,
Steckt olles eis Maul.

Woas macht denn der Kleene? —
Dam gan se de Steene.

Do leest a zum Voater
Und macht a Geschnoater.

Ein frischer Humor duftet uns aus dem ganzen Niedersträußchen entgegen. Z.

Chronik.

1. **Mai.** Die neue Schnellzugstrecke Kattowitz—Bentzen wird dem Verkehr übergeben, wodurch Königshütte den ersten Schnellzugsanschluß erreicht.
Konsekration der neuen Kirche in Schoppinitz durch Kardinal Fürstbischof Kopp.
- 1.—4. **Mai.** Der König von Württemberg weist zur Jagd in Karlsruhe W. S.
2. **Mai.** Bei Beratung der Eisenbahnvorlage in der Sitzung des Preussischen Abgeordnetenhauses werden auch verschiedene oberschlesische Wünsche laut.
5. **Mai.** In Königshütte wird auf der Kirchstraße mit dem Legen der Leitungsröhren der neuen fiskalischen Wasserleitung für die Strecke Königshütte—Lipine, zwecks Anschlusses an die Leitung Adolfschacht (bei Tarnowitz)—Chropaczow begonnen. Die Länge dieser Strecke bis Lipine beträgt 3400 Meter, der lichte Röhrendurchmesser 400 Millimeter.

- 11. Mai.** Laut Zeitungsmeldungen von diesem Tage soll die alte Mikulschützer Holz-
kirche an der Promenade in ein kirchenhistorisches Museum umgewandelt werden.
Die Stadtverordneten in Kattowitz beschließen die Erbauung eines neuen
Krankenhauses mit einem Kostenaufwand von 262000 Mark.
- 11., 12., 13. Mai.** Das Kgl. Lehrerfeminar zu Ober-Glogan begeht das Fest seines
hundertjährigen Bestehens. Eine aus diesem Anlaß verfaßte Festschrift schildert
die Geschichte dieser ältesten Lehrerbildungsanstalt Oberschlesiens.
- 15. Mai.** Einweihung der neuen evangelischen Kirche in Anhalt (Kreis Pleß). Das
Altarbild ist von einem Sohne des Fürsten von Pleß, dem Reichsgrafen Fritz
von Hochberg, gemalt.
- 15. Mai.** Die Stadtverordneten von Myslowitz lehnen — ähnlich wie vorher die von
Kattowitz — den Antrag des Magistrats auf Beteiligung am Oberschlesischen
Volkstheater mit jährlich 900 Mark einstimmig ab.
- 19. Mai.** Die katholischen Lehrer Schlesiens halten ihre diesjährige Hauptversammlung
in Neustadt O. S. ab.
- 24. Mai.** Beginn der General-Kirchenvisitation in der Diözese Gleiwitz durch den
Generalsuperintendenten Nehmiz. Die ganze Visitation soll bis zum 14. Juni
dauern. Die Eröffnung geschah durch den feierlichen Gottesdienst in Tarnowitz, als
dem Sitz der Superintendentur.
- 28. Mai.** Die Zeitungen melden, daß die Hörer der Hüttenwesenschule auf der Berg-
akademie zu Leoben vom 1.—19. Juni unter Leitung des Prof. von Ehrenwert
den oberschlesischen Hüttenwerken einen Besuch abstatten werden. Derselbe wird
sich auf die Industrieorte Wittkowitz, Königshütte, Friedenshütte, Bismarckhütte,
Vorsigwerk, Gleiwitz, Julienhütte, Tarnowitz und Lipine erstrecken.
Die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde beschließt, ihre diesjährige Wander-
versammlung (am Sonntag, d. 8. Juni) in Patschkau abzuhalten.

